

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)**

Band (Jahr): **34 (1956-1957)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zur Neuordnung des VSS

In einer der letzten Nummern des «Zürcher Student» hat seine Redaktion eine Diskussion über VSS-Fragen eröffnet, was ich sehr begrüße. Leider läuft nämlich der VSS immer Gefahr, als Dachverband vom Einzelstudenten zu wenig beachtet zu werden. Wenn aber seine Probleme nur die Sektionsvorstände bewegen und die Anteilnahme der Studentenschaft fehlt, dann schlitteln wir in die unerfreulichen Zustände des letzten Jahres. So möge denn diese Aussprache — neben der kritischen Erörterung der verschiedenen Fragen — auch mithelfen, das allgemeine *Interesse* am VSS zu wecken.

Die Leidensgeschichte vor der Revision brauche ich hier wohl nicht mehr zu wiederholen, sie wurde von *J. Roth* und *F. Blattner* ausführlich dargelegt. Die verschiedenen Ereignisse und Beschlüsse fanden daneben auch in der Tagespresse ihren Widerhall. Unterschiedliche Standpunkte, viel Gefühl und zum Teil wenig Sachkenntnis führten dabei zu einer Sammlung widerstreitendster Artikel.

Dass Kurt Etter aus dieser Orientierung durch die Presse verschiedene Fehlschlüsse zog, ist deshalb begreiflich und dürfte auch andern passiert sein. Gehen wir näher darauf ein!

Zuallererst möchte ich der irrtümlichen Ansicht entgegentreten, der VSS sei nun zweigeteilt. Das stimmt in keiner Hinsicht. Was wurde an der GV in Genf geändert?

1. Der Vorstand wurde auf fünf Mitglieder beschränkt (auf Anstoss des VSETH, nota bene).
2. Die bisherige wilde welsche Sektionenversammlung wurde statutarisch verankert, ebenso eine rein deutschschweizerische.
3. Die Romands erhielten neben dem bereits bestehenden Reisebüro und Presseamt noch ein eigenes Kultur- und Sozialamt.

Nach den gesamthaft neu geordneten Statuten ergibt sich damit folgende Organisation:

Legislative: Die gesamtschweizerische Sektionenversammlung, die einmal im Jahr zur Generalversammlung erweitert wird.

Exekutive: Der Vorstand.

Kontrollorgan: Die Geschäftsprüfungskommission.

Der *Vorstand* besteht nunmehr aus einem Präsidenten, einem deutschschweizerischen Vizepräsidenten, einem welschen Vizepräsidenten, einem Aussenminister und dem Quästor. Den Vizepräsidenten unterstehen die deutschschweizerischen bzw. welschen Aemter.

Die *regionalen Sektionenversammlungen* stehen unter dem Vorsitz des resp. Vizepräsidenten. Sie haben keine Beschlusskraft in VSS-Angelegenheiten, sondern übermitteln durch ihren Vizepräsidenten nur Wünsche und Anregungen an den Vorstand. Ferner steht ihnen zu, über Organisation und regionale Tätigkeit ihrer Aemter zu befinden. Dies mag zu der Idee geführt haben, wir hätten es nun mit zwei Verbänden zu tun. Wer aber mit dem Leben des VSS auch nur einigermaßen vertraut ist, sieht sofort, dass dies weder der Sinn noch die praktische Auswirkung dieser Bestimmung sein kann. Den Grossteil ihrer Arbeit erhalten die Aemter vom Vorstand zugewiesen. Meist handelt es sich dabei um die Erledigung der zahlreichen, anlässlich der Sektionenversammlungen eingehenden Motionen. Da viele solche Fragen nur von regionalem Interesse sind, oder dann aber detaillierte Unterlagen erheischen, hat sich das welsche Kultur- und Sozialamt verschiedentlich schon als nützlich erwiesen. Neben diesen gesamtschweizerischen Aufgaben bleibt den Aemtern wenig Spielraum für eine unter regionale Kompetenz fallende eigene Tätigkeit. Worum es sich in einem solchen Fall etwa handeln kann, zeigt das Beispiel des «Studentischen Wochenkalenders», wie er vom deutschschweizerischen Presseamt für die beiden Zürcher Hochschulen herausgegeben wurde. In diesem Rahmen etwa bewegt sich die regionale Tätigkeit der Aemter.

Die *Reisebüros* sind durch den Travelboard, bestehend aus einem Traveldirektor und den beiden Amtspräsidenten, verbunden. Dieser Travelboard koordiniert die Arbeit und sorgt für eine gute Organisation. Im Moment wendet sich das welsche Büro hauptsächlich Richtung Frankreich und Spanien, während Zürich das übrige Westeuropa und zum Teil sogar andere Kontinente bedient (Aegyptenreise!) und die Charterflüge

organisiert. Die Reiseprogramme beider Büros liegen in allen Hochschulen auf, denn selbstverständlich steht die Teilnahme an irgendeiner Reise allen Studenten gleichermaßen offen.

In der Presse wurde auch von einer finanziellen Autonomie der einzelnen Regionen gefaselt. Das ist lächerlich. Sämtliche Sektionen entrichten ihre Beiträge an die *Zentralkasse*. Von ihr erhalten die Aemter daraufhin ihre Betriebskapitalien. Die Verteilung basiert auf der Zahl der Studenten. 1956 zum Beispiel erhielten alle deutschschweizerischen Aemter zusammen Fr. 950.—, alle welschen zusammen Fr. 550.—. Die budgetierten Einnahmen und Ausgaben der Zentralkasse betragen demgegenüber Fr. 17 000.—. Wie man da von finanzieller Autonomie sprechen kann, ist mir schleierhaft.

Ich glaube, es dürfte jedem klar geworden sein, dass man auch fürderhin von *einem* VSS hören wird und nicht von zwei Regionalverbänden.

Die *Gründe* für die *Reorganisation* sind mannigfaltig und wurden zum Teil schon vor Jahren geltend gemacht. Wünsche nach besserer Berücksichtigung sprachlicher und kultureller Minderheiten spielten mit; eine Statutenrevision war im Werden; verschiedene politische Ansichten schieden die Geister, und die «Prager Reise» gab dann schliesslich den berühmten Funken. Wenn nun aber Kurt Etter den Welschen die haarsträubendsten politischen Ambitionen unterschiebt, so geht das entschieden zu weit. Wir wollen nicht ennet der Saane Splitter suchen, es hat in Zürich der Balken genug. Vergessen wir nicht, dass es zwei VSS-Vorstandsmitglieder aus dem Kreise der Uni Zürich waren, die mit ihrem Gang gen Osten den Krug zum Ueberlaufen brachten!

Die Lockrufe sind zahlreicher denn je und oft an einzelne Studenten gerichtet. Der Vorstand wacht aber eifersüchtig darüber, dass in der gesamten Schweiz niemand im Namen des VSS auftritt, ohne dazu ausdrücklich ermächtigt zu sein.

Zwischen *Deutsch und Welsch* herrscht heute im Schosse des VSS ein Geist bester *Zusammenarbeit*. Dafür bürgen schon die Persönlichkeiten der beiden welschen Vorstandsmitglieder. Von seiten der Romands kam an der Sektionenversammlung in St. Gallen auch der Ausspruch, man wolle der Einheit des VSS stets Nachachtung verschaffen.

Die neue Organisation spielt bereits ein halbes Jahr. Nach unserer Ansicht hat sie sich bis jetzt gut bewährt. Wir werden deshalb den jetzigen Status im Detail weiter ausbauen und uns hüten, wegen einiger Unkenrufe aus der Presse eine unmotivierteste Restauration vom Zaune zu reissen. Neue innere Schwierigkeiten sind das Letzte, was wir brauchen.

Die Arbeit der letzten Monate war nicht einfach, galt es doch, den zer schlagenen Teller zu kitten und gleichzeitig darauf zu servieren. Geschäfte waren weiterzuführen, wobei das Vertrauen des Geschäftspartners erst neu gewonnen werden musste. Noch sind nicht alle Scharten restlos ausgewetzt. Wenn es wieder besser geht, so ist daran wohl weniger das System als die *vertrauensvolle Zusammenarbeit* schuld. Die Organisationsform ist im Grunde nicht wichtig, Hauptsache ist der *Geist*, der herrscht. Jeder vernünftige Aufbau wird dann seinen Zweck erfüllen. Solange unser heutiger Modus dazu noch Mittel zu gutem gegenseitigem Einvernehmen ist, werden wir uns hüten, etwas daran zu ändern.

Uli Spycher

Gedanken des Hochschulsportlehrers

Die schönen warmen Tage zu Beginn des Monats Mai boten eindruckliche Bilder der körperlichen Ertüchtigung der Studierenden der ETH und der Universität Zürich. Der langersehnte Sonnenschein lockte sämtliche Teilnehmer des Uebungsbetriebes des ASVZ aus den Hallen ins Freie, und so konnten an den Abenden auf der Turnanlage an der Rämistrasse die vielen Lektionen der allgemeinen Körperschule, des Boxens, Geräteturnens und der Leichtathletik zur gleichen Zeit verfolgt werden. Es waren herrliche Bilder der turnerisch-sportlichen Tätigkeit, die mich als Sportlehrer für die vielen im Büro zu verbringenden Stunden entschädigten.

Der Andrang zu Turnen und Sport ist ausserordentlich gross. An einem Montagabend zählte ich rund 140 Teilnehmer auf der Sportanlage, daneben trugen auf andern Plätzen 16 Fussball- und 12 Handballmannschaften ihre Spiele aus. Da keine weiteren Uebungsplätze mehr zur Verfügung standen, wurden weitere Studierende in die durch das Turnen im Freien leeren Hallen gewiesen, wo sie ein Fussballtraining absolvierten. An diesem betreffenden Abend mögen zur gleichen Zeit über 500 Studierende dem Sport gehuldigt haben, die vielen Tennisspieler, Ruderer, Reiter der akademischen Vereine nicht eingerechnet. Dieser Ueberblick beweist die Berechtigung und die Dringlichkeit der Erstellung einer eigenen Hochschulsportanlage.

Es kann sich jedoch nicht nur darum handeln, die Organisation des Hochschulsportes zu erweitern und den Studierenden weitere Möglich-

keiten zur turnerisch-sportlichen Betätigung zu verschaffen, im Turnbetrieb selbst kann eine Weiterentwicklung erfolgen. Die Studierenden kommen zum Sport, weil es ihnen Freude macht, weil sie ein Bedürfnis nach Bewegung empfinden und nach einem Ausgleich gegenüber dem Studium suchen. Dieser Ausgleich gelingt jedoch nur auf der rein physischen Seite; im psychischen Sektor wird der Ernst der Schulstube in die Uebungen hineingetragen, und die Studierenden vermögen selten richtig fröhlich zu werden. Volle Fröhlichkeit und Unbekümmertheit finden wir eigentlich nur beim Spiel, nicht aber in der allgemeinen Körperschule und in den Einzeldisziplinen. Warum? Laufen, Springen, Boxen, Schwimmen usw. ist doch ein Ausdruck der Freude. Traurige Menschen treiben selten Sport. Beim Spiel werden wir durch das Spielgeschehen absorbiert, und die Freude verdrängt die täglichen Sorgen. In den Einzeldisziplinen sollte das Einlaufen und das erste Schwitzen die Alltagsgedanken zum Verschwinden bringen und der Freude an der körperlichen Betätigung, an der Gesundheit und dem Gefühl der Kraft und Stärke Platz machen. Da dies, im Gegensatz zum Spiel, nicht automatisch der Fall ist, muss es bewusst gesucht und gefördert werden. Turnen und Sport ist etwas Fröhliches und sollte in jeder Stunde zum Ausdruck kommen; nur so werden wir den vollen Gewinn der körperlichen Betätigung haben. Für den Leiter der beste Beweis, dass ihm gelungen ist, diese Freude zu wecken, ist das Singen oder eifrige Gespräch unter der Dusche. Es kann dies jedoch nicht nur die Aufgabe des Leiters sein, jeder einzelne muss an sich selbst versuchen, die ernste Miene abzulegen und die Fröhlichkeit zum Ausdruck zu bringen.

Eng im Zusammenhang mit diesen Fragen steht die Kameradschaft. Individueller Sport wirkt langweilig. Man stelle sich den Einzelunterricht in den verschiedenen Sportarten vor, dann wird es uns bewusst, wie stark die sportliche Betätigung mit der Kameradschaft, der Gemeinschaft verbunden ist. Wir turnen, boxen, schwimmen nicht nebeneinander, sondern miteinander. Die Tatsache, dass es viele Sporttreibende gibt, die durch das ganze Semester kaum ein Wort mit ihren Kameraden wechseln, zeigt, dass hier noch Mängel zu beheben sind. Turnen und Sport bieten doch mannigfaltige Möglichkeiten der Kameradschaft. Die verschlossene, ernste Art des Uebungsbetriebes verhindert die Kontaktnahme, das fröhliche Tun fördert sie. Dabei besitzen doch alle Teilnehmer etwas Gemeinsames, was immer auch ihre Studienrichtung sein mag: sie lieben die körperliche Betätigung und opfern ihr einen Teil ihrer Freizeit. Ist dies nicht schon eine wichtige Grundlage, von der

aus sich die Kameradschaft bilden kann? Aber selbst unter den Wettkämpfern, die logischerweise vermehrten Kontakt untereinander besitzen, könnte die Kameradschaft mit wenig Einsatz stark gefördert werden. Wie oft kann festgestellt werden, dass nach dem Training der eine ins Studentenheim, der andere ins Studio zum Nachtessen geht, und der dritte sitzt womöglich allein im Pfauen. Es sollte doch gelingen, wenigstens einmal pro Woche gemeinsam das Nachtessen einzunehmen. Erst wenn wir vermehrt miteinander und nicht nebeneinander üben, werden wir die vollen Werte des Trainings ausschöpfen. Dann werden wir uns gegenseitig anspornen oder eine missglückte Übung durch ein befreiendes Lachen überbrücken.

Die Sportlehrer sollten hier mit dem Vorbild vorangehen, doch ist die persönliche Kontaktnahme um so schwieriger, je grösser die Zahl der Sporttreibenden ist. Da Haltung und Bewegung manche Charaktereigenschaft zum Ausdruck bringt, sind mir viele Sporttreibende gut bekannt, auch wenn ich deren Namen und Studienrichtungen nicht kenne. Es ist deshalb befremdend, und für die Tatsache des Nebeneinanderturnens kennzeichnend, dass der Sportlehrer oft nicht einmal gegrüsst wird.

Die mangelnde Kameradschaft und der ernste Uebungsbetrieb verunmöglichen die Ausdehnung der sportlichen Tätigkeit auf weitere Gebiete. Wäre es nicht lustig und würde den Ernst des sportlichen Tuns lockern, wenn einmal die Ringer gegen die Jiu-Jitsu-Treibenden einen Fussballmatch oder die Geräteturner gegen die Boxer einen Leichtathletikwettkampf austragen würden? Oder wie wäre es, einen Boxwettkampf zwischen Medizinern und Juristen vorzusehen? An diesen wenigen Beispielen vermögen wir die Möglichkeiten zu erkennen, die im Sport stecken, sobald wir ihm den Ernst nehmen und die Kameradschaft als Ausgangspunkt der Betätigung annehmen.

Es kann nicht die Aufgabe des ASVZ oder der Sportlehrer sein, den Sportbetrieb auf diese Gebiete auszudehnen. Es muss dies der Initiative der Studierenden überlassen sein. Der ASVZ hat sich die Aufgabe gestellt, für die körperliche Ertüchtigung der Studierenden zu sorgen. Durch diese ist es seine erste Pflicht, die Breitenentwicklung zu fördern. Die Studierenden selbst könnten dem sportlichen Treiben mehr Gehalt geben, und diese Zeilen mögen ein Hinweis sein, in welcher Richtung dies geschehen kann. Vereint werden wir den Hochschulsport so entwickeln können, dass wir aus ihm die vollen Werte zu schöpfen vermögen.

Carl Schneider

Verfassungsgerichtsbarkeit gegenüber Hoheitsakten des Bundes

Ueber ein Referat von Prof. Dr. H. Nef, vor allem für den Nichtjuristen

Je tiefer der Staat in den Lebensbereich des einzelnen Bürgers eingreift, desto stärker wird das Bedürfnis nach einer Garantie der verfassungsmässigen Rechte des einzelnen gegenüber dem Staate. Unsere Bundesverfassung gewährt eine solche Garantie nur gegenüber kantonalen, jedoch nicht gegenüber Erlassen des Bundes. Seit Jahrzehnten bereits ist das Postulat auf Einführung einer sogenannten *Verfassungsgerichtsbarkeit gegenüber Hoheitsakten des Bundes* hängig. Konkretere Vorstösse datieren aus den Jahren 1924, 1936 und 1950. Vom Bundesrat versprochene Vorschläge stehen noch aus, doch liegt seit Anfang 1953 ein fertig formulierter Text vor, mit dem sich offenbar immer wieder neue Expertenkommissionen zu befassen haben. Um das Arbeitstempo etwas zu fördern, kündigte die liberale Partei der Schweiz vor kurzem die Lancierung zweier Initiativen an, deren eine auf die formelle Kontrolle von Volksinitiativen und die andere eben auf einen ersten Schritt zur Verwirklichung der Verfassungsgerichtsbarkeit im Bunde abzielt. Die Tatsache, dass die Anläufe zur Schaffung neuer Garantien für die verfassungsmässigen Rechte der Bürger nunmehr auf zwei Ebenen vorgetragen werden, bringt das Problem der Entscheidung ein Stück näher. Im Anschluss an die Generalversammlung der «Aktionsgemeinschaft Nationaler Wiederaufbau» sprach kürzlich Prof. Dr. H. Nef, Ordinarius an unserer Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät, über grundsätzliche Aspekte einer Verfassungsgerichtsbarkeit gegenüber Hoheitsakten des Bundes. Der Referent war zu einer grundsätzlichen rechtlichen Orientierung um so eher berufen, als sich die Resolution des Schweizerischen Juristenvereins 1950 auf sein Referat stützte und er daraufhin vom Eidgenössischen Justizdepartement mit der Ausarbeitung eines konkreten Entwurfes beauftragt wurde.

Eine Verfassungsgerichtsbarkeit kann grundsätzlich in drei verschiedenen Formen ausgebildet sein, welche aber unter sich nicht gleichwertig sind. Die richterliche Kontrolle der Erlasse des Bundes kann vor deren Inkraftsetzung, präventiv, eingeschaltet werden. Sie hilft verfassungswidrige Erlasse zu verhindern, indem diese nichtig erklärt

werden können, bevor es zu einer allfälligen Abstimmung kommt. Sie vermag aber nur gegen unmittelbar sichtbare Mängel zu schützen. Ist der Erlass einmal in Kraft, kann er nicht mehr angefochten werden. Oft zeigen sich aber Mängel erst lange nach der Inkraftsetzung. Bei der zweiten Form, der sogenannten unselbständigen nachträglichen Verfassungsgerichtsbarkeit, kommen die Erlasse erst bei der Anwendung zur richterlichen Prüfung, und zwar nur bei Gelegenheit eines Zivil-, Straf- oder Verwaltungsprozesses. Es muss bereits Unrecht geschehen sein. Der Hauptnachteil dieser Form besteht in der Rechtsunsicherheit. Die dritte, vollkommenste Form, die *selbständige nachträgliche Verfassungsgerichtsbarkeit*, ist, wie erwähnt, bereits gegenüber kantonalen Rechtsakten verwirklicht, und zwar mittels der staatsrechtlichen Beschwerde an das Bundesgericht. Diese Institution hat den entscheidenden Vorteil, dass es nicht erst zu einem Prozess kommen muss, sondern der Bürger unmittelbar einen Erlass beim Bundesgericht anfechten kann. Die beste Form ist somit die selbständige nachträgliche Verfassungsgerichtsbarkeit, und zwar in der Weise, dass ausser Verfassungssätzen alle rechtsetzenden Erlasse ihr unterworfen werden, auch die vom Volke genehmigten.

Dem wird in erster Linie entgegengehalten, dass sich damit das Kollegium der Bundesrichter zur höchsten Instanz der Eidgenossenschaft aufschwingen und dem Volke die letzte Entscheidungsgewalt aus der Hand nehmen würde. Hier scheinen sich das Prinzip der Demokratie und dasjenige der Rechtsstaatlichkeit zu widersprechen. Allein der Einwand ist nur bedingt richtig, und was entscheidet, ist schliesslich die Freiheit des einzelnen. Ein Volksentscheid kommt unter ganz anderen Bedingungen zustande als ein fundiertes und motiviertes Gerichtsurteil. Es geht nicht an, dem Referendum die Funktion einer Verfassungs-

**Bis in's kleinste Detail ein
Schreibgerät, auf das Sie
sich jahrelang verlassen
können:**



Kugelschreiber
CARAN D'ACHE 55
Supermatic

gerichtsbarkeit zuzusprechen, denn ein Abstimmungsentscheid ist notwendigerweise ein politischer Entscheid. Dadurch, dass eine (meist sehr bescheidene) Mehrheit aller Bürger einem Erlass zustimmt, wird eine vorhandene Verfassungswidrigkeit nicht geheilt. Erst wenn sich der Entscheid in der erschwerten Form einer Verfassungsabstimmung (Volk und Stände) vollzieht, kann er als absolut gültig bezeichnet werden, denn dann ersetzt der (bisher verfassungswidrige) Erlass die Verfassungsnorm, gegen die er ursprünglich verstieß.

Das Bestreben ist also darauf gerichtet, dem Bürger die Garantie in die Hände zu geben, dass er einen Bundeserlass ausserhalb der Verfassung, sei es ein Bundesgesetz oder, was sehr wichtig ist, eine rechtsetzende bundesrätliche Verordnung, beim Bundesgericht anfechten kann, sofern er ihm als verfassungswidrig erscheint und er sich in seinen verfassungsmässigen Rechten beeinträchtigt sieht. Diese rechtsstaatliche Garantie endlich einzuführen, liegt somit im grundlegenden Interesse jedes einzelnen Bürgers.

Kurt H. Etter

Zur Problematik des Intelligenztests

Der *Intelligenztest*, wie er im Verlaufe der letzten Jahrzehnte insbesondere durch amerikanische Psychologen entwickelt wurde, hat ohne Zweifel einen wertvollen Beitrag zur allgemeinen *Charakterdiagnostik* geleistet.

Es liegt jedoch in der Natur der Sache, dass auch mit der ausgeklügeltsten Methode kein allgemein gültiges Rezept gefunden werden konnte. Schon der Begriff «Intelligenz» lässt verschiedene Interpretationen zu. Je weiter man den Begriffsrahmen abzustecken versuchte, um zu einer befriedigenden Definition zu gelangen, um so schwieriger erwies sich das Bestreben, das Wesen der Intelligenz «rein intelligenzmässig» zu erfassen, und gerade darin scheint mir schon eine Fehlerquelle zu liegen, die bei der Auswertung der Ergebnisse eines Tests zu falschen Schlüssen führen kann.

Was gehört quantitativ und qualitativ zum *Begriff der Intelligenz*? Ueber diese Fragen sind sich die verschiedenen Autoren noch keineswegs schlüssig geworden. Je nach der horizontalen und vertikalen Ab-

grenzung des Begriffs werden dann auch die Methoden zu deren Erfassung entweder mehr in die Tiefe oder mehr in die Breite gehen.

Es gibt daher, trotz zahlreicher Literatur und tiefeschürfender Untersuchungen, bis heute keine restlos befriedigenden *Methoden*, vor allem auch nicht eine «schweizerische» Lösung der Intelligenzprüfung. — Bei der kritischen Betrachtung der verschiedenen Lösungsversuche zeigt sich fast überall eine gewisse Einseitigkeit. Entweder ist das zur Entwicklung der Methode verwendete Material zu einseitig lokal gefärbt, wie zum Beispiel von *Binet* und *Simon* für die Pariser Gross-Stadtjugend konstruierte Test, der für die Altersstufen 7—12 Jahre einen das entsprechende Lebensalter berücksichtigenden Fragebogen vorsieht, der sich für Landkinder nicht eignet.

Auch der von Bobertag entwickelte, verbesserte Binet-Simonsche Test, der verschiedene Prüfungsverfahren vorsieht, indem der Begriff der Intelligenz in seine verschiedenen Bestandteile zerlegt wird, wie zum Beispiel Konzentration, Kritikvermögen, Vorstellungskraft, Gedächtnis usw., erweist sich als ein unvollkommener Versuch zur Erfassung der «ganzheitlichen Persönlichkeit» des Versuchsobjektes. Das *Versuchsobjekt* ist an sich schon ein Missgriff, denn es kann sich niemals um ein Objekt, sondern um ein sehr reales Subjekt handeln, das da mit Zahlen, Bildern, Würfeln, Wortkombinationen und dergleichen mehr traktiert wird.

Stern verfeinert die Methode Bobertags dadurch, dass er den sogenannten *Intelligenzquotienten* einführte. Um Kinder verschiedener Altersstufen der Intelligenz nach miteinander vergleichen zu können, setzt er das tatsächliche Alter zu dem ertesteten Intelligenzalter in Beziehung. Bei normal entwickelten Kindern gewinnt er damit den Quotienten 1, das heisst eine Uebereinstimmung von Intelligenzalter und Lebensalter.

Einen Schritt weiter auf dem Wege einer systematischen Analyse des Begriffs geht der Versuch des Amerikaners *Stevenson-Smith*, der mit Hilfe von sechs verschiedenen Verfahren Konzentration, Gedächtnis, Sprachgewandtheit, Reaktionsfähigkeit, geistige Wendigkeit und Genauigkeit prüft. Er kann für Schulkinder von 6—14 Jahren angewendet werden und erweist sich bei näherer Betrachtung als ein ernsthafter Versuch, durch Zusammentragung eines möglichst vielschichtigen Materials zu einer objektiven Aussage zu gelangen.

Die zu lösenden Aufgaben heissen: Farben benennen, Einerzahlen wiederholen, Durchstreichen von Buchstaben, Assoziation von Gegenständen, Erinnern von Bildern, Erinnern von Punkten.

Die Ergebnisse werden statistisch sorgfältig ausgewertet und zu einer Synthese zusammengeschweisst. Die Rapporte zeigen verblüffende Resultate. Trotz allem bleibt ein gewisses Unbehagen zurück. Die Versuchspersonen sind zu sehr als «Objekte» behandelt. An diesem Punkte möchte ich versuchen, mit meiner Kritik einzusetzen.

Meine Postulate lauten ganz schlicht und einfach:

1. Erfassung der Versuchsperson als «Subjekt» (ganzheitliche Betrachtungsweise).
2. Ausschaltung aller bei der Testung auftretenden Störungselemente.
3. Berücksichtigung einiger tiefenpsychologischer Erscheinungen, die vor und während des Tests auftreten können.

Es wäre zunächst zu untersuchen, ob man nicht die «Erscheinung als Ganzes», der Versuchsperson mit in die Kalkulation einbeziehen könnte. Gemeint ist hier zum Beispiel das Temperament, die Physionomie, den Reflex und die Kontaktfähigkeit gegenüber der Aussenwelt.

Sie werden je nach ihrer Struktur und ihrer momentanen Disposition dem ganzen Testverfahren ein anderes Bild geben.

Sodann sollten alle Störungsfaktoren, die bei der Vorbereitung und Durchführung des Test in Erscheinung treten, soweit wie möglich ausgeschaltet werden können, wie zum Beispiel momentane Ermüdungserscheinungen, körperliche Indisponibilitäten, Sympathien und Antipathien dem Prüfenden und dem Prüfungsstoff gegenüber, Minderwertigkeitskomplexe, Zwangsvorstellungen usw. usw. Die Vorbereitung einer möglichst «neutralen Atmosphäre» wäre ein Anliegen, dem man nicht genügend Beachtung schenken kann. Die Mitwirkung solcher Störungselemente kann dem Verfahren eine ganz andere Richtung geben. Die Erfahrungen mit psychotechnischen Versuchen erhärten diese Tatsache und sollten auch bei Intelligenztests vermehrt berücksichtigt werden.

Die interessantesten Erscheinungen bei Intelligenztests sind die während des Verfahrens auftretenden «*seelisch-geistigen Reaktivierungsmomente*». Es soll versucht werden, die Ursachen dieser Erscheinungen etwas aufzuspüren.

Die meisten Tests führen von der Disposition zur Reaktion und schliesslich zur Kummulation. Wir meinen damit folgendes: das geistige Startvermögen, der Bereitschaftsgrad, mit der die Versuchsperson an das Verfahren herantritt, kann schon für das Resultat entscheidend sein. Ist die Testierung sodann eingeleitet und nimmt sie ihren scheinbar normalen Verlauf, so können «Reaktionsstörungen» auftreten: Unterbruch

der Arbeit, Wechsel des Verfahrens, neues Milieuaufreten neuer Versuchspersonen, Ermüdungserscheinungen usw. können das in Entstehung begriffene Bild verzerren.

Da der Begriff der Intelligenz von der Bildungsfrage scharf getrennt werden muss, ergibt sich sodann noch ein weiteres Störungsmoment.

Sehr häufig macht man an gewissen Versuchspersonen die erstaunliche Beobachtung, dass sie sich gewissermassen während des Verfahrens «geistig regenieren», wenn dieser Ausdruck verwendet werden darf. Wir meinen hier eine Art Kummulation, eine Aufblähung geistiger Kräfte, deren Ursache nicht bekannt sind. Wenn wir aber überlegen, dass aufgestauter Wissensstoff im Staubecken unseres Gedächtnisses nur darauf wartet, durch die Schleusen «schöpferischen Tuns» hinauszubrechen, um dann plötzlich alle Dämme zu überfluten, die bisher mühsam durch Methode und Lernformen aufgeschichtet wurden, dann erahnen wir vielleicht die ungeheuren Kräfte, die während einer geistigen oder künstlerischen Tat den Schöpfer selbst und seine Schöpfung auf bisher ungeahnte Höhen hinauftragen können.

Das Gedächtnis als Statik ist auch durch die schöpferische Tat als dynamische Kraft abgelöst worden und bricht sich Bahn durch alle Schranken der Form, der Methode, der Bindung.

Das plötzliche Herausbrechen geistiger Schichten aus dem Stausee des Gedächtnisses, das Einreissen der Staumauern als die formalen Träger unseres Wissensschatzes ist eine ebenso erstaunliche wie wunderbare Erscheinung alles wirklich schöpferischen Tuns. Man wird einwenden, dass solche Kräfte bei einem Intelligenztest wohl kaum ausgelöst werden können. Dies widerspricht jedoch den pädagogischen Erfahrungen zahlreicher Prüfungs- und Examensverfahren.

Zürich *Institut* **Minerva**

Repetitionskurse: Vordiplome ETH und Propädeutikum
für Mediziner. Beginn: anfangs Februar und anfangs August.

Maturität ETH Handelsschule Arztgehilfennenschule

Die während der «Reaktivierung» einsetzende Kumulation geistiger Kräfte, die den Künstler, den geistig Schaffenden, den Maler, Bildhauer, Schriftsteller und Künstler überhaupt in «Hochform» versetzt, ist eine Tatsache, vor der sich der Zuschauer und Hörer tief ergriffen verneigt, um durch einen «Da capo»-Ruf seiner Bewunderung Ausdruck zu verleihen.

Kehren wir zu den nackten Tatsachen zurück, so lassen sich aus unseren Ueberlegungen und Beobachtungen für den Intelligenztest folgende *Schlüsse* ziehen:

1. Die Methode und das Versuchsmaterial hat sich dem besonderen Charakter der Versuchsperson, seinem Milieu und seiner momentanen «geistigen Startvermögen» anzupassen.
2. Alle erfassbaren Komponenten der Intelligenz sind in das Verfahren miteinzubeziehen, um zu einem möglichst objektiven Urteil zu gelangen.
3. Störungsmomente vor und während des Verfahrens sind entweder auszuschalten, oder wo dies nicht möglich ist, bei der Auswertung der Ergebnisse mit zu berücksichtigen.

Intelligenz ist an keine Nation, an keine Rasse und an keinen geographischen Ort gebunden. Ihre Anker liegen in den Tiefen seelischer Schächte. Sie von dort zu lösen und frei zu machen zu wirklich schöpferischer Tat, dies dürfte die vornehmste Aufgabe jeder Intelligenzprüfung sein.

A. Giger-Crastan

Literatur:

- Sigmund Freud: Zur Psychopathologie des Alltagslebens. 10. Aufl. 1924.
Heller Robert: Das Wesen der Affekte, 1946.
Jung C. G.: Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewussten, 1943.
Bobertag O.: Ueber Intelligenzprüfungen nach der Methode von Binet und Simon, 1928.
Stern W.: Methodensammlung zur Intelligenzprüfung von Kindern und Jugendlichen. 3. Aufl. 1927.
Bollnow O. F.: Das Wesen der Stimmungen. 2. Aufl. 1943.
Neumann J.: Leben ohne Angst. 5. Aufl. 1942.
Eidelberg Ludwig: Das Gesicht hinter der Maske, 1951.

Neue Wege der VSS-Aussenpolitik

Der Grosse Studentenrat der Universität Zürich hat in seiner letzten Sitzung unter anderem folgenden Beschluss gefasst:

«Die Entsendung einer Delegation des VSS nach Prag ist zu befürworten.»

jk. Es war, das sei vorweggenommen, eine äusserst bewegte Sitzung, die angeregtste wohl seit manchen Semestern. Man debatierte mit Eifer und Ausgiebigkeit und bewies für einmal, dass der GSTR, wenn es darauf ankommt, auch etwas mehr sein kann als nur ein durch leichte Verschlafenheit und zahlreiche unentschuldigte Absenzen hervorstechendes Studentenparlament. So sehr einem auch die neugefundene Lebendigkeit beeindrucken mochte — dem oben erwähnten Beschluss, der nach gut zweistündiger Aussprache mit grosser Mehrheit gefasst wurde, konnte man schlussendlich keine Sympathie entgegenbringen.

Worum ging es? Man erinnert sich, dass der VSS in den vergangenen Jahren konsequent jegliche Zusammenarbeit mit der kommunistisch geführten IUS (International Union of Students) verweigert hat. Diese Stellungnahme war wohlbegründet: die IUS war und ist ein willfähiges Werkzeug der östlichen Machthaber, und jegliche Zusammenarbeit wäre einer Preisgabe jener Grundsätze gleichgekommen, die wir unter dem Begriff der «Akademischen Freiheit» hochhalten. Noch im vergangenen Herbst, nach der «Prager Reise» des damaligen VSS-Präsidenten, bekräftigte man auf eindeutige Weise diese Haltung.

Das war im vergangenen Spätherbst. Im kommenden August nun organisiert die IUS in Prag ihren vierten Weltstudentenkongress, und zur nicht geringen Ueberraschung all jener, die die letztjährige Auseinandersetzung noch recht gut im Gedächtnis bewahrt haben, erschien der Präsident des VSS, G. Weilenmann, persönlich im Grossen Studentenrat, um hier — wie auch in andern Studentenparlamenten — Zustimmung zur Entsendung einer offiziellen schweizerischen Delegation zu finden.

Ist man im VSS ganz einfach umgefallen? Der Präsident verneint es, und in der Tat unterscheiden sich seine Pläne erheblich von der Wallfahrt seines Vorgängers: die Delegation des VSS wird nur nach Prag fahren, wenn die Mehrheit der schweizerischen Studentenschaft einverstanden ist und wenn sich gleichzeitig auch weitere

einflussreiche Studentenverbände der freien Welt in Prag vertreten lassen. Erheblich weniger eindeutig als diese Bedingungen sind allerdings die Begründungen, mit denen man die Prager Reise schmackhaft machen will. Die Gelegenheit, so hört man, sei für einen Vorstoss günstig, die «Entstalinisierungswelle» habe auch in der IUS zu Spannungen geführt, die es auszunützen gelte, es sei notwendig, mit den schwankenden Vertretern der neutralistisch gesinnten ostasiatischen Studentenverbände in Verbindung zu kommen, man müsse verhindern, dass schweizerische IUS-Anhänger im Namen unseres Landes aufträten, kurzum, man müsse in Prag dabei sein, wenn man nicht für alle Zukunft aus dem Rennen geworfen werden wolle. Das tönt vielversprechend. Ueberlegt man sich aber, unter welchen Voraussetzungen sich der Kongress abrollen wird, so muss man doch eher zur Auffassung gelangen, dass all diese schönen Absichten weit über das hinausgehen, was der kleinen VSS-Delegation auch dann, wenn sie mit den andern westlichen Vertretern zusammenspannt, zu verwirklichen möglich ist. Die Regie des Kongresses liegt in den geübten Händen der kommunistischen Machthaber, und man habe keinerlei Gründe zu glauben, dass sie sie weniger straff und zielbewusst führen werden, als bei früheren Gelegenheiten. Wer aber Regie führt, bestimmt letzten Endes das Ergebnis, und wenn es auch — daran zweifeln wir nicht — den schweizerischen Delegierten gelingen wird, die eine oder andere Resolution zu vereiteln oder gar den einen oder andern IUS-Manager in der Diskussion etwas zu bedrängen, so werden sie aller Voraussicht nach am Schlusse doch wie jene Köche dastehen, die zwar in allen Pfannen mitgerührt haben, denen es aber aller Betriebsamkeit zum Trotz nicht gelungen ist, ein ganzes Gericht nach eigenem Rezept zuzubereiten.

Die ganzen Reisepläne sind um so befremdlicher, als der VSS-Präsident selbst noch vor kurzem einen ganz entgegengesetzten Weg zu gehen gewillt schien. Vor wenigen Wochen hat er im Anschluss an die Studentendemonstrationen in der Tschechoslowakei eine Zeitungsaktion angeregt, die in ihrer Geradheit, mit der auf die wahren Wünsche der tschechischen Studenten eingegangen wurde, beispielhaft war. Und nun, ohne lange abzuwarten, ob dieser Aktion Erfolg beschieden sei, ohne abzuwarten, ob man an offizieller Stelle bereit sei, mit Taten das übliche Lächeln der Konzilianz zu bestätigen, setzt man sich mit jenen Leuten an einen Tisch, die — gelinde gesagt — nichts tun, um die Wünsche ihrer Kommilitonen zu vertreten, die tatenlos zuschauen, wie Dutzende jener Studenten, die den Mut hatten, ein wenig jener Freiheit zu verlangen, die uns selbstverständlich ist, nach Westen flüchten müssen...

Der VSS-Präsident hat in diesem Zusammenhang von der politischen Notwendigkeit gesprochen, auf verschiedenen Wegen vorzugehen. Den tschechischen Kommilitonen allerdings könnte man es kaum verargen, wenn sie im Vorgehen des VSS nicht ein subtiles politisches Spiel, sondern ganz einfach eine enttäuschende Doppelzüngigkeit sehen würden.

Wie dem sei, der GSTR und — wie man in letzter Minute erfährt — auch der DC des VSETH haben die Pläne der VSS-Leitung gebilligt. Die Prager Reise dürfte deshalb wohl Tatsache werden.

Nichts als Vorteile

Spezialisierung verbilligt: Konkurrenzlos tiefe Preise für tadellos aussehende Arbeiten.

Spezialisierung erhöht die Qualität: Erstklassige Arbeitskräfte sind auf Dissertationen eingespielt und liefern deshalb überdurchschnittliche Arbeit.

Spezialisierung verkürzt die Lieferfristen: Ein mittlerer Betrieb, der keine Zeitungen und Zeitschriften, sondern nur Dissertationen herstellt, kann weitgehend auf Ihre Terminwünsche Rücksicht nehmen.

Keine Mühe mit den Korrekturen: Soweit es irgendwie geht, werden die Korrekturarbeiten von der Druckerei übernommen. Sie erhalten nur einmal tadellos korrigierte Korrekturabzüge, müssen also nicht mehrfach Korrekturen lesen.

Auch schlechtgeschriebene, schlechtdargestellte oder sonstwie normalerweise nicht druckfertige Manuskripte können dank der Spezialisierung auf Dissertationen und grosser Erfahrung von uns in den meisten Fällen ohne weiteres übernommen werden. Es ist deshalb nicht notwendig, dass Sie Ihr Manuskript vor der Drucklegung nochmals abschreiben oder formell überarbeiten. Kürzungen sind meistens äusserst zeitraubend und zu unseren billigen Preisen sehr unrentabel.

Clichés zu billigsten Preisen: Sparen Sie also nicht mit Abbildungen.

Verlag P. G. Keller Winterthur

Büro in Zürich-Witikon: Im Brächli 15 Telephon 34 96 66

«Great Expectations»

jk. «Great Expectations», so heisst der Titel eines annähernd 30 Seiten starken, hektographierten Magazins, das die Studenten des Englischen Seminars unserer Universität auf Ende des vergangenen Wintersemesters erstmals herausgegeben haben. Literarische Neuerscheinungen dieser Art benötigen, wenn sie nach gut schweizerischen Gebräuchen Ansehen erwerben wollen, eine Begründung, und die Herausgeber zögern denn auch nicht, eine solche vorzulegen. «The purpose», so kann man auf der ersten Seite lesen, «of this magazine is simply to raise enough money to cover the expenses of this magazine. Anyone who thinks this is a poor start should bear in mind that his attitude, if persisted in, is likely to make us a great deal poorer. And we should like to be richer than we are. Not materially, you understand, but in imagination and enterprise. This might be a beginning and not an end. With all due respect to the «Zürcher Student», we find it a pity that the university has no magazine in which the Zurich student's lighter and more literary thoughts might be expressed. We cannot believe that between the «Matur» and the «Doktor» he has no lighter and more literary thoughts, and that his activities amount, so to speak, to no more than a sleep of prisoners.»

Nun, die erste Nummer von «Great Expectations» beweist, dass wenigstens die Anglisten «the lighter and more literary thoughts» sehr wohl zu pflegen vermögen, sei es in der kleinen Gedichtsammlung des «Zurich Book of soft Drink», im «Telegram from Wales» oder den zahlreichen übrigen Beiträgen, bei deren Lektüre dem Nicht-Anglisten wieder einmal schmerzlich die Beschränktheit seines englischen Sprachschatzes zum Bewusstsein kommt. Mag man denn auch über die eine oder andere Pointe verständnislos hinweglesen, so spürt man doch immer etwas von jenem Geist, der üblicherweise nur in anspruchsvollen Magazinen von ennet dem Kanal zu finden ist.

Im laufenden Semester ist, da sich das Englische Seminar auf eine andere Gemeinschaftsaufgabe konzentrierte, kein Heft der «Great Expectations» erschienen. Die Herausgeber beabsichtigen jedoch, im kommenden Wintersemester eine neue Nummer vorzulegen, die, so hoffen sie, dank der Mithilfe aus andern Fakultäten, auch Beiträge in deutscher, französischer und italienischer Sprache enthalten wird. Anfragen und Beiträge sind an den Assistenten des Englischen Seminars, Universität Zürich, zu richten.

Der «Zürcher Student» jedenfalls wünscht den «Great Expectations», die so erfolgreich ein Gebiet zu beackern begonnen haben, dem im «offiziellen Blatt» kaum die nötige Aufmerksamkeit geschenkt werden kann, viel Glück und — was schwerer wiegen dürfte — einen umfangreichen Stab getreuer Mitarbeiter.

Mittler zwischen Morgenland und Abendland

Am Fusse des Libanongebirges, an der levantinischen Küste, liegt eine der schönsten Universitäten der Welt — die «American University of Beirut». Von den Klippen des Mittelmeers zieht sich das Gelände der A.U.B., wie die Studenten ihre Universität kurz nennen, terrassenförmig hinauf bis in die Strassen der Stadt. Unter schlanken Dattelpalmen liegen weit auseinandergezogen die modernen Institute, Bibliotheken und Studentenwohnheime, zwischen denen sich grosszügig angelegte Fussballplätze, Tennisplätze und Schwimmanlagen erstrecken. Von den Bänken, die unter schattigen Pinien und Zypressen allenthalben zum Ausruhen einladen, blickt man auf der einen Seite über das türkisfarbene Mittelmeer, auf der anderen Seite über die Bucht von St. Georg mit dem Hafen von Beirut, während sich im Rücken die sonnenbeschienene Stadt mit ihren hellen Hochhäusern erhebt. Im Hintergrund, rings um die Bucht und die ganze Stadt, leuchten kahle rötliche Berge, auf denen vor noch nicht allzu langer Zeit die berühmten Zedern des Libanon wuchsen.

Das Klima ist zum Studieren wie geschaffen. Von wenigen regnerischen Wochen in den beiden Wintermonaten abgesehen, scheint hier das ganze Jahr über eine angenehm wärmende Sonne, die selbst im Dezember noch das Baden erlaubt. Dagegen verhindern die kühlen Winde, die von der See herüberziehen, jede drückende Schwüle.

Der Grundstein zu der künftigen Universität wurde schon im Jahre 1865 von amerikanischen Missionaren gelegt, die an dieser Stelle das «Syrian Protestant College» gründeten, nachdem die Jesuiten schon Jahrzehnte vorher in der gleichen Stadt eine theologische Akademie geschaffen hatten. Im Konkurrenzkampf mit diesem Institut, aus dem die heutige St.-Joseph-Universität wurde, wuchs es in kurzer Zeit über den Rahmen eines Colleges hinaus und gewann zunehmend grössere Bedeutung. Nach dem ersten Weltkrieg hatte sich sein Einfluss weit über Syrien hinweg, über den ganzen Nahen und Mittleren Osten ausgedehnt. Bald wurden in Kairo und in Izmir Schwesterinstitute gegründet. Als es nicht mehr länger eine rein protestantische Ausbildungsstätte bleiben sollte, erhielt es 1920 seinen heutigen Namen: Amerikanische Universität Beirut. Sie umfasst heute ausser Schulen, die zur Hochschulreife führen, vier grosse Fakultäten, nämlich: die Faculty of Arts and Sciences, die Faculty of Medical Sciences, die Faculty of Engineering und die Faculty of Agriculture, die erst 1952 vornehmlich aus Mitteln der Ford-Stiftung eingerichtet wurde. Heute ist das anfängliche Konkurrenzverhältnis mit der St.-Joseph-Universität weitgehend aufgehoben. Während an der A. U. B. hauptsächlich die Natur- und Sozialwissenschaften (einschliesslich Wissenschaftstheorie und Mathematik) und die Landwirtschaftswissenschaft gepflegt werden, legt die St.-Joseph-Universität das Schwergewicht mehr auf die Theologie (nur katholische), die Literatur und vor allem die Rechtswissenschaft. Von den 1518 Studenten, die an der St.-Joseph-Universität eingeschrieben sind, studieren fast die Hälfte, nämlich 668, Jura.

Neuerdings ist neben den beiden bestehenden europäischen Universitäten von der libanesischen Regierung noch eine National-Universität gegründet worden, die aber noch im Aufbau begriffen ist. Bis jetzt gibt es nur eine pädagogische und eine historische Fakultät, die beide die Aufgabe haben, den empfindlichen Lehrermangel zu beseitigen, der mit dem grossen Bildungsprogramm der Regierung aufgetreten ist. Von allen dreien ist die Amerikanische Universität sicher die grösste und bedeutendste

im Mittleren Osten, nicht nur was die Grosszügigkeit und Modernität ihrer Anlagen und Einrichtungen betrifft. Die Unterrichtssprache ist Englisch (an der St.-Joseph-Universität Französisch, an der National-Universität Arabisch). Das Studien- und Prüfungssystem ist dem der amerikanischen Universitäten angeglichen. Die Dozentschaft besteht zum kleineren Teil aus amerikanischen und europäischen Professoren und zum grösseren aus Angehörigen arabischer Nationalitäten. Allerdings kann der Dokortitel bis jetzt nur an der Medizinischen Fakultät verliehen werden, während die Studenten der anderen Fakultäten lediglich das Bachelor und Master Degree erwerben können. Es bestehen aber Abkommen mit anderen Universitäten, die für die Absolventen der A. U. B. die Erlangung der Doktorwürde ermöglichen.

Es herrscht auch ein ziemlich reges studentisches Gemeinschaftsleben, wobei allerdings zu sagen ist, dass es keine politischen Hochschulgruppen und keine nationalen, landsmannschaftlichen oder religiösen Verbindungen gibt. Das Vorlesungsverzeichnis nennt zwanzig «student societies» und zwölf «student clubs», in welchen letzteren die sportliche Aktivität einen breiten Raum einnimmt. Ausserdem erscheint in englischer Sprache die Studentenzeitschrift «Outlook». Sie wird von Studenten geschrieben und redigiert. Die Tätigkeit der studentischen Selbstverwaltungen ist jedoch durch eine Minderheit radikaler arabischer Elemente, die die Studentenvertretungen zum Sprachrohr für chauvinistische Ziele gemacht hatten, völlig lahmgelegt.

Die allgemeine Finanzierung der von Jahr zu Jahr steigenden Kosten der Universität erfolgt aus privaten Mitteln — hauptsächlich aus solchen der Arabian American Oil Company, der Rockefeller Foundation, der Ford Foundation und der Foreign Operations Administration of the United States.

Eine Besonderheit in der Zusammensetzung der Studentenschaft bildet ihre Zugehörigkeit zu einer Vielzahl von Religionsgemeinschaften, die auch manche Schwierigkeiten in der Hochschularbeit bietet. Die in diesem Studienjahr eingeschriebenen Studenten, es sind ihrer 3340, sind Angehörige von zwanzig verschiedenen Religionen. Davon sind 994 Christen (armenische, chaldäische, griechische, römische und syrische Katholiken, griechische und syrische Orthodoxe, Kopten, Gregorianer, Maroniten und Protestanten), 1155 Moslems (Schiiten, Sunniten und Wahabiten), 24 Juden und 166 Nichtchristen (Alawiten, Bahaiten, Drusen, Hindus, Ismailiten, Zoroastrianer und Religionslose). Das religiöse Leben an der A. U. B. ist völlig frei und wird, im Gegensatz zu andern Universitäten im Mittleren Osten, in keiner Weise beeinflusst. Wohl aber werden die Studenten ganz bewusst zum loyalen und toleranten Denken anderen Religionen gegenüber erzogen, eine Aufgabe, die durch das Zusammenarbeiten der Studenten in Instituten und Seminaren zweifellos erleichtert wird. Die Erziehung zur Toleranz eines der Ziele der Universität, das schon 1872 von dem Gründer der A. U. B., Daniel Bliess, formuliert wurde: «Thiss college ist for all conditions and classes of men without regard to colour, nationality, race or religion. A man — white, black or yellow, Christian, Jew, Mohammedan or heathen — may enter and enjoy all the advantages of this institution for three, four or eight years and go out believing in god, many gods, or in no god.»

Was für die religiöse Zusammensetzung der Studentenschaft gilt, gilt auch für die nationale. Hier liegen ebenfalls grosse Schwierigkeiten bei der Zusammenarbeit, aber auch grosse Chancen des Sichkennens und des Sichverstehens. Von 3340 Studenten stammen 3037 aus orientalischen Ländern (darunter 1919 aus dem Libanon; 330 sind Palästinaflüchtlinge), 85 aus Europa, 95 aus den USA, 13 aus Mittel- und Südamerika, 79 aus Afrika und 28 aus Asien. Trotz der sich daraus ergebenden inter-

nationalen Atmosphäre, die überall spürbar ist, bleibt doch die Tatsache bestehen, dass der überwiegende Teil der Studenten aus Ländern kommt, die der Arabischen Liga angehören oder doch zum arabischen Kulturkreis gehören. In der Tat ist Beirut in den letzten Jahrzehnten eines der bedeutendsten intellektuellen Zentren für die Förderung des arabischen Nationalismus gewesen. Die Ideen eines Grossarabischen Nationalstaats haben vor über 50 Jahren gerade von Beirut ihren Ausgang genommen und werden heute in den Kreisen der Studenten immer noch gepflegt. Dabei ist es wohl überflüssig zu sagen, dass die Studenten der A. U. B. während der Kämpfe der Araber um ihre Unabhängigkeit eine führende Rolle gespielt haben. Aber es soll auch nicht vergessen werden, dass der Einfluss eben dieser Kreise auf die Entwicklung des arabischen Nationalismus auch mässigend gewirkt hat. Trotz der nationalen Impulse, die von der Amerikanischen Universität in die arabischen Länder ausgegangen sind, hat sie sich doch immer als ein Bollwerk der Toleranz und gegen jede Art von radikalem und totalitärem Denken erwiesen.

Eine ihrer Hauptaufgaben sieht die Amerikanische Universität in der Ueberwindung der materiellen Not in den Ländern des Nahen und Mittleren Ostens. Sie trägt ihr gutes Teil dazu bei, indem sie die zukünftigen Eliten für die jungen, nunmehr souveränen Länder der arabischen Welt mit ihren grösstenteils unterentwickelten Gebieten heranbildet. Jährlich verlassen Aerzte, Ingenieure, Wirtschaftler und Verwaltungsfachleute die Universität, um in ihren Heimatländern, in denen zum Teil noch unbeschreibliche Not und Rückständigkeit herrscht, ihr Wissen und ihre Arbeitskraft zum Wohle der Gemeinschaft einzusetzen. Vielerorts haben sich Absolventen der A. U. B. verdient und einen Namen gemacht. Zu ihnen zählen zum Beispiel der libanesische Wirtschaftsminister und die Parlamentspräsidenten des Libanon und des Sudan. Schliesslich sei auch nicht vergessen, dass die wissenschaftlichen Institute und Einrichtungen der Universität, wie die Universitätsklinik, der «School of Public Health» und das «Economic Research Institute», für die Ueberwindung der materiellen Not besonders im Libanon anerkennungswerte Arbeit geleistet haben.

(Studentenspiegel)

Erich Ruczinski

Haben Frauen ein Recht auf Universitätsbildung?

Wer diese Frage stellt, läuft ohne weiteres Gefahr, als Reaktionär gebrandmarkt zu werden und riskiert die Entzündung hochexplosiver Probleme der Frauenbewegung. Tatsächlich kann die Frage nur mit ja beantwortet werden, wenn man meint: haben Frauen das gleiche Recht auf Bildung wie Männer (natürlich unter Berücksichtigung ihrer persönlichen Fähigkeiten und entsprechend den Bildungsmöglichkeiten der Gemeinschaft, in der sie leben)?

Die Frage ist jedoch nicht so einfach, wie sie aussieht. Sie erscheint einfach, wenn man unter «Bildung» einen quantitativen Faktor versteht und sie als etwas betrachtet, von dem man nie genug bekommen kann. In Wirklichkeit aber rollt die Antwort das ganze umstrittene Problem des Wesens der Frau auf, ihren Anteil an der Menschheit und ihre Rolle in der Gesellschaft — nicht allein theoretisch ge-

sehen, sondern bezüglich ihrer konkreten Aufgaben auf den verschiedensten Gebieten unseres Lebens und unserer Zeit (die Aufgaben der Amerikanerin, der Französin, der Afrikanerin usw.). Zu berücksichtigen ist aber auch die andere Seite des Problems: Art und Ausmass der Universitätsbildung und ihr Wert für die heutige (aus Männern und Frauen bestehende) Gesellschaft.

Es versteht sich von selbst, dass in diesem kurzen Artikel nicht alle Seiten des Fragenkomplexes behandelt werden können. Hier nur einige Tatsache, die zum Nachdenken oder sogar zum Handeln anregen sollen.

Der Anteil der weiblichen Studierenden

Wir brauchen uns bei der Beantwortung dieser Frage nicht nur auf Vermutungen und begrenzte persönliche Erfahrungen zu verlassen. Einer Forderung der «Commission on the Status of Women» der Vereinten Nationen entsprechend, hat sich die UNESCO seit Beginn ihres Bestehens mit den Problemen der Bildungsmöglichkeiten für Frauen beschäftigt. 1952 widmete sich die internationale Konferenz über Erziehungsfragen, die alljährlich gemeinsam vom Internationalen Erziehungsbüro und der UNESCO nach Genf einberufen wird, speziell diesem Problem. Eine beträchtliche Menge Material über Frauenbildung ist im Zusammenhang mit diesen Untersuchungen bereits veröffentlicht worden.

Schon ein kurzer Blick in diese Zusammenstellungen zeigt, dass die Möglichkeiten für Frauen, sich weiterzubilden, überall steigen, dass aber auf den Universitäten der prozentuale Anteil der Männer immer noch grösser ist als auf den andern Bildungsstufen. Zitieren wir dazu einen Absatz aus dem Bericht der UNESCO an die Commission on the Status of Women:

«In 78 Ländern und Territorien scheint es weder für Männer noch für Frauen die Möglichkeit akademischer Bildung zu geben. Viele dieser Gebiete sind abhängige Territorien. Ausserdem gibt es noch zwei oder drei Länder, die keine Erziehungsmöglichkeiten für Frauen aufweisen. Bezüglich sieben weiterer Länder war es der UNESCO unmöglich, Material über akademische Bildung für Männer und Frauen zu erhalten, und in 39 anderen Ländern konnte kein statistisches Material über Frauenbildung gefunden werden. Von den restlichen 60 Ländern weist eines (Neuseeland) eine zahlenmässige Ueberlegenheit der Frauen auf der Universität auf (55 %). In Puerto Rico ist das Zahlenverhältnis 50:50; in Panama beträgt der Anteil der Frauen an der Universität 46 %. Alle übrigen Länder haben einen Anteil an weiblichen Studierenden von weniger als 40 %. In zwölf dieser Länder schwanken die Zahlen zwischen 25 % und 39 %, während in den restlichen 45 Ländern der zahlenmässige Anteil der Frauen an den Universitäten weniger als 25 % beträgt.»

Hieraus ergibt sich sofort die Frage nach den Gründen für dieses Missverhältnis auf der akademischen Bildungsstufe. Wohl nur eine eingefleischte Frauenrechtlerin könnte antworten, diese Zustände seien auf Diskriminierung zurückzuführen. Tatsächlich gibt es nur wenige Fälle, in denen mit juristischen Mitteln um den Zugang der Frauen zur Universität gekämpft werden musste; und da, wo sie wirklich vorkamen, ist es fraglich, ob es sich um Diskriminierung handelte. Andererseits könnte man über die Frage debattieren, ob etwa die Ausschliessung der Frauen von bestimmten Bergbaufakultäten als Diskriminierung zu bezeichnen sei.

Bei einer Untersuchung über den relativ geringen Anteil der Frauen an den Studentenzahlen ist als wesentlicher Punkt die Tatsache zu werten, dass der Zugang der Frauen zur Universität abhängt von ihrem Zugang zur höheren Schule. Es muss also zunächst etwas für die Schulbildung der Frauen getan werden, bevor es möglich ist, zu sagen, dass die Universität allen denen offen steht, die fähig sind, ein Studium zu absolvieren. Die damit zusammenhängenden Probleme (sowohl sozialer als auch wirtschaftlicher Art) sind in vielen Ländern noch recht schwierig.

Man muss sich auch ins Gedächtnis zurückrufen, dass Frauen noch gar nicht so sehr lange Zugang zur Universität haben. Es mag zwar an den Universitäten des Mittelalters nur wenige Frauen gegeben haben, doch blieb es im wesentlichen der Neuzeit vorbehalten, ein ausgesprochen männliches Ideal rationalistischen Gelehrtentums und dementsprechend das weibliche «Idealbild» eines zwar reizenden, aber etwas dümmlichen Wesens zu proklamieren. Wie dem auch immer sei, uns geht es hier um die moderne Universität, und in deren verhältnismässig kurzer Geschichte sind Frauen immer noch etwas wie ein Novum.

Auch dort, wo es weder rechtliche noch wirtschaftliche Probleme gibt, müssen heute noch psychologische Hindernisse, altüberkommene Gewohnheiten im Denken und Handeln, beseitigt werden, bevor akademische Bildung für Frauen mit den erforderlichen Fähigkeiten als «normal» betrachtet wird. In «jungen» Ländern — wie meiner Heimat Australien —, die keine Tradition besitzen, erscheinen solche Hindernisse unverständlich, es tauchen jedoch Einwände praktischer Art auf wie «In ihrem Alter brauchte sie sich eigentlich nicht mit Büchern zu beschäftigen; sie kann auch ohne all das ihr Geld verdienen...», oder «Was nützt es schon, ein Mädchen auf die Universität zu schicken, wenn es doch bald heiratet?» Diese Haltung hat eine gewisse Aehnlichkeit mit der der Mohammedaner: akademische Bildung für eine Frau, die nur ihren Haushalt führen und sich als Mutter mit der Erziehung ihrer Kinder beschäftigen soll, ist völlig unnütz.

Wir sollten jedoch auch hieraus nicht schliessen, dass es sich bei diesen nicht gerade vernünftigen Argumenten um Diskriminierung handle. Einige Ursachen dafür, dass man Mädchen nicht in grösserer Masse zum Studium anhält, können auch in der Art des Studiums selbst liegen.

Was tun Frauen auf der Universität?

Nehmen wir wieder unsere Statistiken zu Hilfe. Ein als Vorbereitung auf die internationale Erziehungskonferenz von 1952 veröffentlichter Bericht zeigt die Fächer, denen sich Frauen aus 47 Ländern zugewandt haben.

An erster Stelle stehen die Fächer der philosophischen Fakultät. In Australien weist die Statistik für 1949 an der philosophischen Fakultät 2582 Frauen neben 719 an der naturwissenschaftlichen und 540 an der medizinischen Fakultät auf — ein Verhältnis, das in andern Ländern ähnlich ist. Der zahlenmässige Anteil der Frauen an den medizinischen, zahnmedizinischen, naturwissenschaftlichen, juristischen und pharmazeutischen Fakultäten steigt ständig (in Frankreich beispielsweise ist an den pharmazeutischen Fakultäten der Anteil der Frauen grösser als der der Männer). Die Zahlen aus Kuba jedoch, wonach der Anteil der Männer und Frauen an den Fakultäten für Medizin, Physik und Chemie und an den

Technischen Hochschulen gleich gross ist, während an den naturwissenschaftlichen Fakultäten die Zahl der Frauen die der Männer sogar übersteigt, sind immerhin auch heute noch als eine Ausnahme zu werten.

Es wäre vorschnell, aus diesen Angaben sofort Schlüsse über den Zugang und die Bildungsmöglichkeiten der Frau an der Universität zu ziehen. Wir können jedoch mit einigem Recht annehmen, dass der hohe Prozentsatz von Frauen an der philosophischen Fakultät in vielen Fällen auf folgende Tatsachen zurückzuführen ist:

1. auf ihre Fähigkeiten auf literarischem, sprachlichem und philosophischem Gebiet;
2. auf die Möglichkeiten, die ihnen der Lehrerberuf bietet, der für eine Frau mit Universitätsbildung und keiner ausgeprägten Neigung zu technischen Leistungen am geeignetsten erscheint;
3. bei vielen auch auf das Fehlen von entsprechender Berufsberatung, die den persönlichen Neigungen und dem Bedürfnis der Gesellschaft angepasst ist.

Da die Arbeitsmöglichkeiten für Frauen in den freien Berufen steigen und nunmehr auch von der Öffentlichkeit als Tatsache hingenommen werden, wird zweifellos die Zahl der Studentinnen auch an anderen Fakultäten zunehmen. Solange jedoch keine Reformen eingeführt werden, bleibt die Frage immer noch offen, inwieweit die Universität geeignet ist, den Bedürfnissen und Fähigkeiten der Mehrzahl der Studentinnen Rechnung zu tragen — sowohl derjenigen, die sich «männlichen» Berufen zuwenden, als auch der vielen, die die philosophische Fakultät besuchen mit dem Gedanken, später einmal Lehrerin zu werden, «falls sich nichts anderes finden sollte».

Bände wurden bisher und werden wohl auch weiterhin über die Psychologie der Frau geschrieben. Aber alle werden wahrscheinlich von einer «weiblichen Art» des Seins sprechen, die sich sogar in der Beschäftigung mit eigentlich «männlichen» Dingen kundtut; diese weibliche Art des Seins umfasst aber nicht alle Faktoren und ist auch nicht das Monopol der Frauen an sich, sie ist jedoch etwas, was erhalten bleiben muss, wenn die Menschheit nicht schweren Schaden erleiden soll. Die Lösung liegt bestimmt weder darin, dass man den Zugang der Frauen zur Universität begrenzt, noch etwa in der Errichtung von besonderen Universitäten für Frauen (obwohl man viel aus der Erfahrung derartiger Institutionen, wie der Frauenuniversitäten und -colleges in den Vereinigten Staaten, der Frauenuniversität Bombay, der Frauenuniversität der Philippinen usw. lernen könnte). Unbedingt richtig wäre vielmehr eine allmähliche Reform aller Studienzweige und -methoden im Hinblick auf die Besonderheiten und Fähigkeiten der Frauen.

Was tun die Frauen nach Beendigung des Studiums?

Eine Antwort auf diese Frage ist schon zum Teil durch das Vorausgegangene gegeben. Es ist klar, dass auf fast allen Gebieten (vielleicht mit Ausnahme des Lehrerberufes) für die Frauen die «akademische» Berufslaufbahn ein noch grösseres Problem ist als ihr Zugang zur Universität selbst. Das Diplom allein bedeutet nichts, und es wird noch viel Zeit vergehen, bevor in den meisten Ländern eine Frau neben ihren männlichen Kollegen in der Medizin, der Justiz, der Technik oder in der höheren Verwaltung, kurz, in jeder Stellung, die Autorität verlangt, auch wirk-

lich als gleichberechtigt anerkannt wird. Selbst wenn alle Türen offen stünden und die wirtschaftlichen Gegebenheiten für Männer und Frauen dieselben wären, hiesse das noch nicht, dass alle Probleme nunmehr gelöst seien (ausgenommen vielleicht in einem System, das Männer und Frauen nur als Produktionseinheiten betrachtet). Im Hinblick auf die bereits gesammelten Erfahrungen ist es jetzt wichtig, herauszufinden, in welcher Weise Frauen, die von der Universität kommen, am besten zum Wohl der Gemeinschaft beitragen können: als Frauen und Mütter, durch Ausübung eines Berufs oder durch Betätigung im öffentlichen und politischen Leben. Diese Frage kann nicht mit theoretischen Erwägungen beantwortet werden. Konkrete Untersuchungen über den Beitrag der Frau auf allen Lebensgebieten, die bereits von offiziellen internationalen Institutionen und von privaten Organisationen unternommen werden, sollten daher auch auf das Gebiet des Universitätsstudiums ausgedehnt werden. Es ist eine Tatsache, dass heute schon viele Frauen wertvolle Arbeit für die menschliche Gemeinschaft leisten: in der Sozialfürsorge, auf verschiedenen Gebieten der Medizin und des Rechts, auf dem Gebiet der Erwachsenen- und Jugendbildung, des Informationswesens und auf dem politischen und internationalen Feld — alles jedoch Arbeiten, für die sie kaum systematisch ausgebildet wurden und für die vielleicht auch noch gar keine spezielle Ausbildung vorgesehen ist.

Konkrete Untersuchungen müssen auch noch über den Anteil der verheirateten, berufstätigen Frau angestellt werden. Es ist natürlich nötig, die primären Verpflichtungen der Frau und Mutter zu sichern, aber die Arbeitsmöglichkeiten für verheiratete Frauen sind oft grösser als man annimmt, und bei etwas mehr Grosszügigkeit und Phantasie im Aufbau einzelner Berufe könnte mehr Frauen eine Berufsausübung auch nach der Heirat möglich gemacht werden.

Bestimmte Berufe, beispielsweise der des Apothekers (vor allem, wenn Mann und Frau Apotheker sind), lassen sich sehr gut mit der Ehe vereinbaren. In vielen Fällen jedoch wird eine Frau nach vollendetem Studium zwischen Ehe und Beruf zu wählen haben. Wer sich dann für einen Beruf entscheidet, muss schon über ein sehr realistisches Urteilsvermögen hinsichtlich der eigenen Fähigkeiten und des gewählten Berufs verfügen. Eine meiner Freundinnen, eine Aerztin mit hohem Berufsethos, pflegt junge angehende Aerztinnen vor sentimentalischen Illusionen zu warnen: eine Aerztin kann nicht immer nur «Gutes tun» und «die «Betrübten trösten». Ein Uebermass an weiblicher Sensibilität kann für eine Aerztin ebenso gefährlich sein wie die Gefühlslosigkeit eines «Mannweibes». Sogar für die ausgesprochen weiblichen Aufgaben der Sozialfürsorge braucht man starke Frauen mit viel moralischer Kraft, und der Bücherwurm, der da meint, er könne auch ohne Selbstdisziplin und harte Anstrengung eine erfolgreiche Bibliothekarin werden, hat noch bittere Enttäuschungen vor sich!

Andererseits sollten die Schwierigkeiten eines Berufes keine Frau abschrecken, die im Dienst an der Gemeinschaft ihre wahre Berufung erblickt. Das wichtigste ist, dass junge Mädchen fähig sein sollten, auf vernünftige Weise ihr Studienfach und ihren zukünftigen Beruf zu wählen — sei es nun, dass sie sich im eigenen Heim betätigen oder eine Aufgabe übernehmen, die ihre geistigen und seelischen Fähigkeiten zum Wohl der Allgemeinheit entwickelt. Und wenn es das ist, was wir mit dem Problem des Universitätsstudiums der Frau meinen, dann können wir unsere anfangs gestellte Frage mit einem klaren Ja beantworten.

(Studentenspiegel)

Rosemary Goldie

Auf Tour durch Südostasien

Vor kurzer Zeit hat eine internationale Studentendelegation Ostasien bereist. In einigen Artikeln, die wir im Laufe der kommenden Nummern veröffentlichen werden, legen sie ihre Ansicht über das Hochschulleben in verschiedenen ostasiatischen Staaten nieder.

Die Red.

Burma

Die Studentenunion der Universität Rangoon ist nicht nur einer der ältesten, sondern auch einer der bedeutendsten Studentenverbände von Südostasien. Seine Haupttätigkeit ist seit jeher stark politisch ausgerichtet. Vor Erlangung der Unabhängigkeit Burmas spielte die Union bei Demonstrationen und Propagandafeldzügen gegen die Kolonialherrschaft eine wichtige Rolle; zu ihren Führern gehörten damals U Nu, jetzt burmesischer Ministerpräsident, und Bogyoke Aung San, einer der Hauptkämpfer für die Unabhängigkeit, der bis zu seiner Ermordung im Jahre 1947 Ministerpräsident war.

Dieser in der Erinnerung der Burmesen fortlebenden Verbindung mit einer dem Volk teuren Vergangenheit sind sowohl die privilegierte Stellung der burmesischen Studenten als auch das grosse Interesse, das die Oeffentlichkeit ihrer Tätigkeit entgegenbringt, zuzuschreiben — ausserdem wohl auch die Toleranz, die man von seiten der Regierung auch heute noch der Studentenunion von Rangoon gegenüber zeigt, obwohl deren Politik in den letzten Jahren ausgesprochen regierungsfeindliche Tendenzen entwickelt hat. Die Sowjetführer Bulganin und Chruschtschow hielten die Studenten für so wichtig, dass sie anlässlich ihres Aufenthaltes in Burma eigens in der Universität zu ihnen sprachen. Ein weiterer Beweis für das öffentliche Interesse ist die Tatsache, dass die Studentenunion aus Anlass ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens die Summe von 20 000 Kyat (etwa Fr. 17 500.—) zur Finanzierung der Feierlichkeiten erhielt; und als die Union kürzlich den Universitätsbehörden 144 detaillierte Reformvorschläge übergab, respektierten diese die Meinung der Studentenschaft so, dass sie 32 dieser Forderungen sofort erfüllten und eine Sondersitzung zur Beratung über die übrigen studentischen Vorschläge einberiefen. Während des Aufenthaltes der Internationalen Studentendelegation widmete die führende Tageszeitung der Stadt zweimal ihren Leitartikel der Auseinandersetzung zwischen den politischen Gruppen innerhalb der Studentenschaft. Burma war das zweite Land, das die von der Internationalen Studentenkonferenz entsandte Delegation auf ihrer viermonatigen «goodwill tour» durch Südostasien besuchte. Drei Mitglieder der Delegation — John Didcott (Südafrika), Knaw de Graft-Johnson (Goldküste) und Eduardo Palomo (Guatemala) — verbrachten drei Wochen in Burma, wo sie Universitätsinstitutionen besichtigten und mit den Studenten über deren nationale Probleme und das Programm der Internationalen Studentenkonferenz diskutierten. Die beiden anderen Mitglieder der Delegation — Harry Lunn (USA) und Vittorio Boni (Italien) — nahmen inzwischen an den

Jahreskonferenzen des indonesischen und des malaiischen studentischen Nationalverbandes in Djakarta und Singapur teil.

Die einzige Universität des Landes befindet sich in Rangoon. Ihr angeschlossen sind das Mandalay University College und die sogenannten Uebergangscolleges von Moulmein, Yankin und Hteedan. Rangoon verfügt über Fakultäten für Philosophie, Naturwissenschaften, Jura, Medizin, Wirtschaftswissenschaften, Pädagogik, Ingenieurwesen und Architektur. In Mandalay können die Studenten philosophische, naturwissenschaftliche und landwirtschaftliche Vorlesungen hören. Ein ernsthaftes Hindernis für den Fortschritt des höheren Bildungswesens ist die Ueberfüllung an der Universität Rangoon. Ursprünglich sollte die Universität nur 2000 Studenten aufnehmen; seit man jedoch mit Erlangung der Souveränität die Gebührenfreiheit eingeführt hat, hat sich die Studentenzahl auf 7897 (davon 30 % Frauen) erhöht. Weiterhin erschwerend wirken auch die aus der japanischen Okkupationszeit stammenden Zerstörungen an Universitätsgebäuden und -einrichtungen. Obwohl ein grosser Teil des Staatshaushaltes durch Ausgaben für den Kampf mit kommunistischen Guerillatruppen belastet ist, war jedoch das Kabinett U Nu der Universität gegenüber besonders grosszügig. Davon zeugt nicht nur die Einführung der Gebührenfreiheit, sondern auch die zahlreichen neuen oder im Bau befindlichen Häuser. So sind jetzt beispielsweise 3602 Studenten in zwanzig Studentenheimen (darunter sechs ganz neuen) untergebracht.

Jedoch auch diese Erweiterung kann mit dem Steigen der Studentenzahl nicht Schritt halten. An einigen Fakultäten müssen Vorlesungen für 200 bis 300 Hörer gehalten und durch Mikrophone übertragen werden. Die Professoren klagen, dass sie mit einer so grossen Zahl von Studenten nicht gründlich arbeiten können. Neben dem Problem der Ueberfüllung ist die Sprachfrage sehr dringlich. Unterrichtssprache an der Universität Rangoon ist das Englische. Wie der Rektor Dr. Htin Aung der Delegation erklärte, ist es unmöglich, die nötige Anzahl von wissenschaftlichen Büchern ins Burmesische zu übertragen. Er glaube daher nicht, dass in absehbarer Zeit die Unterrichtssprache geändert werden könne. Diejenigen Studenten, die von den vielen ausgezeichneten Missionsschulen kommen, sprechen flüssend Englisch. Dagegen ist das Englisch der Mehrzahl der Studenten — nämlich bei denen, die die staatlichen Schulen besucht haben — recht erbärmlich. 80 % der Studentenbewerber fallen alljährlich bei der Aufnahmeprüfung in Englisch durch, und die Professoren (viele von ihnen sind Inder) klagen, dass sie auch von den 20 %, die bestehen, nur schwer verstanden werden.

Das dritte Problem ist die Diskrepanz zwischen der Studentenzahl der Universität und der Technischen Hochschule, obwohl diesem Missverhältnis nunmehr durch den Bau neuer technischer Hochschulen abgeholfen wird. Das von den Engländern eingeführte traditionelle Schwergewicht der philosophischen Fächer, das nicht recht den Bedürfnissen des Landes nach möglichst schneller Ausbildung von Verwaltungsbeamten und Technikern entspricht, schwindet nur langsam. «Das Studium der Philosophie ist ein Luxus, den sich Burma nicht leisten kann», erklärte der Rektor des Mandalay College der Delegation.

Trotz dieser verschiedenen Probleme stellte die Delegation fest, dass sich die burmesischen Studenten andererseits in einer recht günstigen Lage befinden. Die Gebäude der am Stadtrand gelegenen Universität sind zum grössten Teil neu und komfortabel. Burma hat nur 69 % Analphabeten, einen für Asien niedrigen Prozent

satz, der auf die erfolgreiche Tätigkeit der christlichen Missionsschulen und der buddhistischen Klöster zurückzuführen ist. Probleme wie Uebervölkerung des Landes, Nahrungsmittelmangel, übergrosse Armut, die in vielen Ländern Asiens die Studenten von ihrem Studium abhalten, sind in Burma nicht zu finden. Die Studentenunion der Universität Rangoon verfügt über ein weitläufiges Gebäude mit Büros und Wohnräumen sowie einem Restaurant, einem Frisiersalon und einer Buchhandlung, die an Privatunternehmer verpachtet sind. Jeder Student entrichtet an die Union einen Jahresbeitrag, und die finanzielle Lage der Union ist, im Vergleich zu manchen anderen Studentenorganisationen, stabil.

Die noch aus der Zeit der britischen Herrschaft stammenden regierungsfeindlichen Tendenzen unter der Studentenschaft haben sich bis heute gehalten, und auch nach Erlangung der Unabhängigkeit ist es den Studenten nicht gelungen — bzw. sie sahen es nicht als unbedingt nötig an —, den ausgesprochen kämpferischen Charakter ihres Verbandes aufzugeben oder ihre Energien auf die Durchführung praktischer Aktionsprogramme zu konzentrieren. Heute beklagen sich die Vorstandsmitglieder der Studentenunion von Rangoon vor allem über den Mangel an akademischer Freiheit an ihrer Universität (der Premierminister ist gleichzeitig nebenamtlicher Rektor). Ausserdem klagte man darüber, dass die Studenten sich schriftlich verpflichten müssen, nicht «gegen die Universität zu handeln», wobei der Ausdruck «act against» nicht näher definiert ist; diese Verpflichtung liefere den Universitätsbehörden eine einfache Handhabe zur Relegierung unliebsamer Studenten. Es wird auch behauptet, dass die Regierung zuviel für Verteidigungs- und zu wenig für Bildungszwecke ausgeben.

Auf heftigste Ablehnung stiessen die kürzlich erfolgte Verhaftung des Generalsekretärs der Union, Ko Tin Aye, und das sogenannte «F-System». Ko Tin Aye wurde kurz vor dem Besuch von Bulganin und Chruchtschow unter der Anklage verhaftet, er habe Flugblätter mit der Forderung, die illegale kommunistische Partei zu legalisieren, verteilt. Viele Studenten halten dies jedoch für einen Vorwand. Das «3-F-System» ist ein Versuch der Regierung, das Problem der Ueberfüllung zu lösen und zu verhindern, dass die der Jugend gebotene kostenlose Universitätsbildung zur Entstehung einer Kaste von «Berufsstudenten» führt, die nicht viel Interesse daran haben, ihre Prüfungen abzulegen. «Das «3-F-System ist nichts Neues», sagte der Rektor. «Es war bei uns schon in Gebrauch und wurde nur nach dem Krieg aufgehoben.» Nach diesem System verliert jeder Student, der dreimal hintereinander durchfällt, das Recht zum Besuch der Vorlesungen. Trotzdem kann er sich auch als «externer» Student noch zum Examen melden; besteht er die Prüfung, so erhält er seinen früheren Statuts zurück. Nach Ansicht der Studentenschaft ist es nicht etwa Faulheit, die zum Nichtbestehen einer Prüfung führt. Schuld seien die unzureichenden Ausbildungsmöglichkeiten, und der einzige Weg zur Lösung des Ueberfüllungsproblems liegt ihrer Meinung nach in der Errichtung von neuen Gebäuden.

Die politischen Parteien an der Universität Rangoon arbeiten legal und bestreiten alljährlich Wahlkämpfe. Zur Zeit wird die Exekutive von der Studentischen Einheitsfront (Students' United Front, SUF) kontrolliert, bestehend aus Progressiven und einigen rassischen Minderheiten (besonders den Karen), die mit der regierungsfeindlichen Haltung der Progressiven sympathisieren. Ko Tin Tun, einer der Führer der Studentischen Einheitsfront, ist zurzeit Präsident der Union. Der Oppo-

sition gehören drei verschiedene Gruppen an: die Parteilosen, deren Führer (ebenfals Ko Tin Tun mit Namen) im vergangenen Jahr Präsident der Union war, glauben, die Union solle sich von jeglicher Politik fernhalten. Bis vor einigen Jahren hatten sie innerhalb der Union die Führung inne; seither hat sich ihre Position jedoch geschwächt. Der Demokratische Studentenverband (Democratic Students Organisation, DSO) ist sozialistisch orientiert und steht im allgemeinen hinter der Regierung. So nahm er auch im Oktober 1953, als die Polizei die gegen die Kürzung der Semesterferien protestierenden Studenten angriff, Partei für die Behörden. Dies war, wie die DSO-Führer heute bedauernd feststellen, ein grosser Fehler und hat dazu geführt, dass viele Studenten dem Verband jetzt feindselig gegenüberstehen.

Als jüngste Gruppe der Opposition etablierte sich kürzlich die «Students' Own Force». Ihr Führer ist der ehemalige Vizepräsident der Studentenunion von Rangoon, Nang Zing La, der sich von der SUF getrennt hat, weil diese unter kommunistischem Einfluss stehe und von aussenstehenden Kräften gelenkt werde. Alle diese Gruppen beklagen die Tatsache, dass in der SUF kommunistische Ideen vorherrschen. Jedoch fehlt es der Opposition an Einheitlichkeit, und organisatorisch hält sie keinen Vergleich mit der SUF aus — das ist ein gewichtiger Faktor, wie in Rangoon offen zugegeben wird. SUF und DSO bemühen sich beide, auch die Oberschüler für sich zu gewinnen. So umfasst die Organisation der SUF an den Schulen («All Burma Federation of Student Unions» genannt) zahlreiche Schulkinder, während die «All Burma Student Union» auf demselben Sektor als Gegenorganisation der DSO arbeitet.

Am 20. Dezember, dem «Tag des Studenten», hielten beide Organisationen konkurrierende Versammlung ab. Der Tag ist dem Gedenken an Boh Aung Gyaw gewidmet, einen Studenten, der im Jahre 1938 erschossen wurde, als die Polizei mit den unter Führung von U Nu gegen die Verhaftung des damaligen Präsidenten der Union und heutigen Verteidigungsministers U Ba Swe protestierenden Studenten zusammenstiess. Die «All Burma Federation of Student Unions» und die Studentenunion von Rangoon formierten an der Universität einen Demonstrationszug, der zum Regierungssitz zog und die Freilassung von Ko Tin Aye, die Abschaffung des «3-F-Systems» und die Gewährung grösserer Mittel für Bildungszwecke forderte. Die DSO hielt gleichzeitig in der Stadt eine Versammlung ab. An beiden Veranstaltungen nahmen ungefähr achthundert Studenten und Schüler teil. Auch bei einem Besuch des Mandalay University College stellte die Delegation (die als erste Gruppe ausländischer Studenten nach Mandalay kam) fest, dass dieselben politischen Differenzen wie in Rangoon unter den 1455 Studenten des College herrschten. Die Studentenunion von Mandalay wird ebenfalls völlig von der studentischen Einheitsfront kontrolliert.

Burma hat keinen studentischen Nationalverband. Die Studentenunion von Rangoon, die die Mehrzahl der burmesischen Studenten vertritt, entsandte eine Delegation zur 5. Internationalen Studentenkonferenz und erhielt dort den Status einer Nationaldelegation. Die burmesischen Studenten sind sich des Beitrags, den sie auf dem Gebiet internationaler studentischer Beziehung zur Lösung der Weltprobleme leisten können, sehr wohl bewusst. Es besteht kein Zweifel, dass sie auch weiterhin alle Möglichkeiten zum Kontakt und zur Zusammenarbeit mit ausländischen Studenten wahrnehmen werden.

Indonesien

Verbesserte Bildungsmöglichkeiten für alle Teile der Bevölkerung war eine der wichtigsten Errungenschaften, die die Unabhängigkeit der Republik Indonesien mit sich brachte. Da unter holländischer Herrschaft Bildung nur einer dünnen Schicht von Indonesiern, die später in der Unabhängigkeitsbewegung eine führende Rolle spielten, zugänglich war, konnten im Jahre 1949 kaum sieben Prozent der Bevölkerung lesen und schreiben. Heute sind die Indonesier stolz darauf, dass sich in dem verhältnismässig kurzen Zeitraum von sieben Jahren diese Zahl auf fünfzig Prozent erhöht hat. Das Erziehungswesen wird in Indonesien als ein so wichtiger Bestandteil der nationalen Kultur und Entwicklung betrachtet, dass die Universitäten nach den Prinzipien des «Pancha Sila», der von Präsident Soekarno im Jahre 1945 verkündeten philosophischen Grundlage der indonesischen Republik, aufgebaut sind. Dieses «Pancha Sila»-Konzept basiert auf folgenden fünf Grundsätzen: Glaube an Gott, Humanitas, soziale Gerechtigkeit, Nationalbewusstsein und Demokratie. Die aus je einem Studentenvertreter Italiens, Guatemalas, der Goldküste, Südafrikas und der USA zusammengesetzte internationale Delegation, die im Auftrage der Internationalen Studentenkonzferenz die südostasiatischen Länder bereist, hatte auf ihrer dreiwöchigen Reise durch Indonesien beim Besuch von Universitäten und Colleges in Djakarta, Bogor, Bandung, Jogjakarta, Surabaya und Malang Gelegenheit, die Wirkung der staatlichen Unabhängigkeit und der in «Pancha Sila» niedergelegten Grundsätze auf das erzieherische und soziale Leben des Landes festzustellen.

Die indonesischen Studenten sind sowohl auf nationalem als auch auf internationalem Gebiet sehr stark an Problemen des Kolonialismus interessiert — eine Tatsache, die sich aus ihren eigenen Erfahrungen erklären lässt. Ueberall in Indonesien wie auch sonst in Asien fand die Delegation, dass die Studenten von der festen Haltung der letztjährigen fünften Internationalen Studentenkonzferenz hinsichtlich strikter Ablehnung des Kolonialismus, verbunden mit der an die 52 der Konferenz angehörenden Nationen gerichteten Aufforderung, zur Lösung dieses Problems beizutragen, stark beeindruckt waren. In Indonesien hatten die Holländer bis zum zweiten Weltkrieg nur drei Fakultäten errichtet, denen im Jahre 1936 nur 1086 Studenten — bei einer Bevölkerung von insgesamt 65 Millionen — angehörten. Im Jahre 1954 konnte sich die indonesische Regierung rühmen, zahlreiche neue Fakultäten errichtet zu haben, an denen jetzt 15 000 Studenten (von nunmehr 75 Millionen Einwohnern) eingeschrieben sind. Die Entwicklung auf dem Gebiet der Erziehung geht rapide vorwärts; heute gibt es in Indonesien bereits mehr als 20 000 Studenten. Als Beispiel sei hier die Gadjja Mada-Universität in Jogjakarta angeführt, die während des Kampfes um die Unabhängigkeit gegründet worden war, um Professoren und Studenten als Zufluchtsort zu dienen: sie zählte im Jahre 1949 kaum 500 Studenten, heute sind etwa 8500 immatrikuliert.

Finanzielle Hilfe erhalten die meisten Institutionen von seiten der Regierung, die auch eine Anzahl Stipendien bereitstellt. 1954/55 erhielten 4955 Studenten staatliche Beihilfen für ein Studium in Indonesien und 119 für ein Auslandsstudium. Die Beihilfen belaufen sich auf 340 Rupien (etwa 125 Franken) im Monat, womit je nach Wohnverhältnissen und erforderlichen Ausgaben für Lehrbücher 40 bis 70 Prozent der Lebenshaltung gedeckt werden. Zahlreiche Studenten arbeiten neben

dem Studium, hauptsächlich als Lehrer an Volks- und Oberschulen. Dies zeigt gleichzeitig, wie sehr das Land ausgebildete Lehrkräfte für alle Unterrichtsstufen braucht. Zur Lösung dieses Problems, das als das brennendste auf dem Gebiet der Erziehung bezeichnet wird, richtet die Regierung jetzt zahlreiche pädagogische Hochschulen ein. Reform des von den Holländern eingeführten Systems und Mangel an Geld, Lehrern, Hörsälen, Gesundheitsfürsorge und Studentenheimen (um nur das Wichtigste zu nennen) sind tatsächlich die beiden Zentralpunkte des indonesischen Bildungswesens. Ungeachtet dieser Probleme ist die Bereitwilligkeit der Studenten und Professoren, ihrem Land durch die Verbesserung des Bildungsniveaus voranzuhelfen, ausserordentlich gross. Getragen von diesem Geist, standen Professoren und Studenten an der Spitze der Unabhängigkeitsbewegung, und das verhältnismässig hohe Durchschnittsalter der Studenten (22 Jahre) zeigt, wie viele Jahre im Kampf um die Unabhängigkeit verloren gingen.

Die bedeutendsten Studentenorganisationen Indonesiens sind heute 1. die PPMI und die ihr angeschlossenen Verbände, 2. die IPPI, 3. die Studentenräte und 4. der World University Service. Alle diese Verbände haben im Laufe der letzten sieben Jahre zu den eindrucksvollen Fortschritten, die auf dem Gebiet des Bildungswesens erzielt wurden, beigetragen. Der studentische Nationalverband PPMI ist nicht wie die meisten anderen Nationalverbände eine Föderation von Studentenräten, sondern er setzt sich aus Verbänden mit freiwilliger Mitgliedschaft zusammen, wie den mohammedanischen, katholischen und protestantischen nationalen Studentengruppen, dem Verband chinesischer Studenten sowie Studentenklubs in Djakarta, Bogor, Bandung, Jogjakarta und Surabaya. Derartige auf freiwilliger Mitgliedschaft aufgebaute Studentengruppen, die sich zur Lösung von sozialen Problemen zusammenschliessen, haben in Indonesien eine lange Tradition. Die derzeitige Verfassung des Nationalverbandes PPMI schliesst die Aufnahme von Organisationen mit «passiver Mitgliedschaft», wie die Studentenräte, aus. Man vertritt hier die Ansicht, die Tätigkeit der Studentenräte habe sich auf erzieherische Probleme innerhalb der eigenen Fakultät oder Universität zu beschränken, während alle anderen Aufgaben den auf freiwilliger Mitgliedschaft beruhenden Studentengruppen überlassen bleiben sollten.

Seit zwei bis drei Jahren zeigt jedoch die Entwicklung der Studentenräte Tendenzen, die der traditionellen Anschauung entgegenarbeiten. Kürzlich wurde der Studentenrat der Universität von Indonesien als Vertretung der 7000 Studenten dieser Universität anerkannt, und der Studentenrat der Gadjja-Mada-Universität erfüllt die gleiche Funktion. Anfang Februar trafen sich Vertreter dieser beiden Studentenräte mit Angehörigen der drittgrössten staatlichen Universität, der Airlangga-Universität in Surabaya, und stellten ein grosses gemeinsames Aktionsprogramm auf. Diese Entwicklung gab Anlass zu Diskussionen über die Möglichkeit der Bildung eines neuen Nationalverbandes aus PPMI und den Studentenräten.

PPMI hat im Laufe seiner Geschichte hochgesteckte Ziele verfolgt, die dem Verband im eigenen Land und auch im Ausland Achtung einbrachten. Als Hauptanliegen des Verbandes nannte einer seiner ehemaligen Präsidenten einmal 1. den Kampf um bessere Studienmöglichkeiten, mehr Stipendien und ein besseres Universitätsgesetz; 2. die Unterstützung von allgemeinen nationalen Entwicklungsprojekten der Regierung; 3. die Vertretung der Meinung der Studentenschaft in nationalen Angelegenheiten; 4. die Herstellung besserer Beziehungen zu den Studenten in aller Welt. Zurzeit plant PPMI die Durchführung einer afrikanisch-asiatischen

Studentenkonferenz in Bandung. Delegationen der Internationalen Studentenkonferenz und der studentischen Nationalverbände von Malaya und Australien waren kürzlich Gäste des Verbandes, der ausserdem mit dem schwedischen studentischen Nationalverband und neuerdings auch mit dem der Vereinigten Staaten zweiseitige Stipendienabkommen getroffen hat. In Zusammenarbeit mit dem australischen Nationalverband wird ein Programm zur Anstellung von Universitätsabsolventen durchgeführt. PPMI wurde im Jahre 1947 Mitglied der International Union of Students, trat jedoch im Jahre 1954 wieder aus und hält seitdem nur noch begrenzte Beziehungen zur IUS in praktischen Fragen aufrecht. Seit 1952 nimmt PPMI als «fraternal observer» an den Internationalen Studentenkonferenzen teil und arbeitet an der Durchführung der von der Konferenz aufgestellten Programme mit. Auf seiner letzten Tagung im Dezember vergangenen Jahres beschloss der Rat des Verbandes eine Empfehlung an den nächsten PPMI-Kongress, den vollen Delegiertenstatus bei der Internationalen Studentenkonferenz anzunehmen. Gleichzeitig wurde der Vorschlag, «beigeordnetes» Mitglied in der IUS zu werden, abgelehnt. IPPI wurde ungefähr zur gleichen Zeit gegründet wie der Nationalverband, da verschiedene Studenten der Ansicht waren, einem Studentenverband müssen neben den Studenten auch die Oberschüler angehören. Heute hat IPPI ungefähr 300 000 Mitglieder, davon 3000 Universitätsstudenten. Früher konzentrierte sich die Aktivität des Verbandes auf den Kampf um die Unabhängigkeit, die Durchführung eines studentischen Mobilisierungsplans und die Gründung eines studentischen Roten Kreuzes als Hilfe für die Armee. Seit Erlangung der Unabhängigkeit arbeitet der Verband an der Wiedereingliederung der von der Armee entlassenen Studenten ins Schulleben, an der Heranbildung von Lehrern für Volks- und Oberschulen, an der Förderung von Austauschprogrammen. IPPI leitet auch achtzehn eigene Schulen. Das Programm des indonesischen WUS-Komitees gehört zu den bedeutendsten dieser Art in Asien. Das Komitee half u. a. bei der Beschaffung von dringend benötigten Büchern und Ausrüstungsgegenständen, beim Aufbau der Studentenpresse und bei der Verteilung von Stipendien. Es stellte sich auch in den Dienst der studentischen Gesundheitsfürsorge und half bei der Einrichtung eines Erholungsheimes in den Bergen ausserhalb von Jogjakarta. Zusammen mit dem studentischen Nationalverband PPMI führte das WUS-Komitee eine Untersuchung über die Lebensbedingungen der Studenten von Djakarta durch und veröffentlichte einen weiteren Bericht über Studienverhältnisse und Studentenverbände in Indonesien. Das indonesische Komitee ist in diesem Jahr Ende Juli/anfangs August Gastgeber für die Internationale Generalversammlung des WUS.

Die internationale Delegation hatte Gelegenheit, noch weitere eindrucksvolle Projekte der indonesischen Studentenschaft kennenzulernen. Studentenzeitungen und andere Veröffentlichungen erscheinen an vielen Universitäten, herausgegeben von den örtlichen Studentenverbänden, und die von Studenten geschaffenen Kunstwerke zeigen hohe Kunstfertigkeit, wie überall in Asien. Zu den wichtigsten und interessantesten Unternehmungen gehört der von Studenten eingerichtete Verlag «Gadja Mada» in Jogjakarta. Hier werden u. a. eine Monatszeitschrift, Lehrbücher für Oberschulen und die Universität herausgegeben und Doktorarbeiten gedruckt. Der Verlag, der in Form einer gemeinnützigen Stiftung aufgezogen ist, kann bereits auf eine Liste von 75 Titeln zurückblicken, manche von ihnen mit Auflagen von zehn- bis zwanzigtausend Exemplaren.

(Studentenspiegel)

(Fortsetzung folgt)

Studentenspiegel

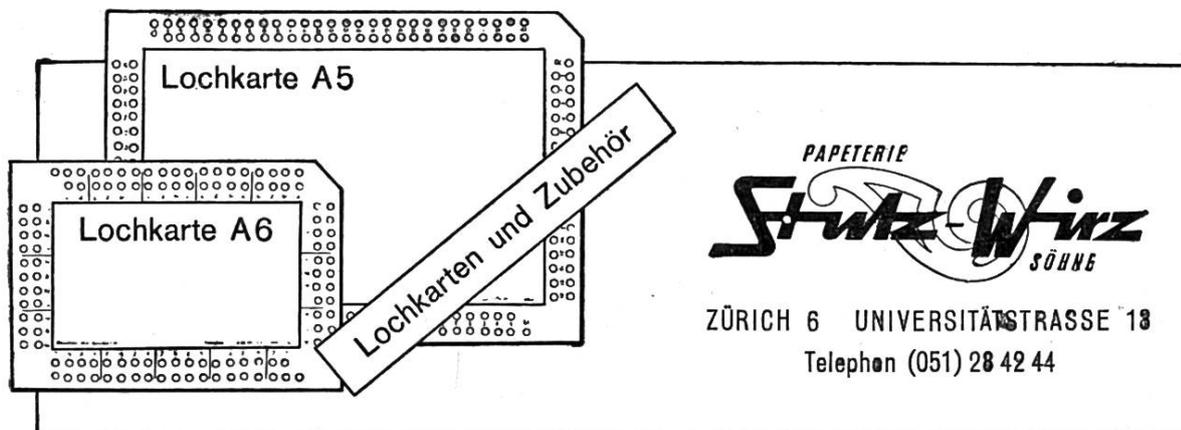
Das rote Tuch

Einen Propagandafeldzug für die Wiedereinführung der traditionellen roten Toga haben die Studenten der Universität Edinburgh begonnen. Diese Toga stellt ein Charakteristikum der schottischen Universitäten dar, muss jedoch zurzeit nur an der St.-Andrews-Universität obligatorisch zu Vorlesung und Prüfungen getragen werden. In Aberdeen ist den Studenten das Tragen des roten Gewandes freigestellt; es wird jedoch fast nur von Studenten der philosophischen Fakultät angelegt. In Glasgow gar kann man nur wenige besonders Mutige darin sehen. Bisher ist die Aktion der Edinburger Studentenschaft erfolgreich verlaufen. Der Rektor ihrer Universität hat ihnen seine volle Unterstützung zugesagt. (SUS, Edinburg)

Warum nicht auch bei uns? Die Red.

So etwas tut man nicht!

Auf Grund verschiedener Proteste aus der Öffentlichkeit wurden die Bewohnerinnen der Studentinnenheime der Universität Manchester vom Vizerektor der Universität aufgefordert, in Zukunft ein angemesseneres Verhalten auf dem Weg zwischen Universität und Heim zu zeigen und zum Beispiel nicht mehr paarweise mit umeinandergelegten Armen durch die Hauptstrassen zu schlendern. «So etwas tut man nicht», wurde vor allem den Studentinnen der Ashburne Hall vorgehalten. Die meisten nahmen die Verwarnung mit kaum verhüllter Belustigung entgegen, einige waren entrüstet und andere, die sich nicht schuldig fühlten, hielten die Massregelung für richtig. (News Bulletin, Manchester)





AKADEMISCHE BUCHGENOSSENSCHAFT

Buchhandlung Zürich im Studentenheim Clausiusstrasse 21
geöffnet 10—14, 17—18 Uhr, Samstag 11—13 Uhr
Versandabteilung, Verwaltung Tel. 28 80 00, Briefadresse: Postfach Zürich 28

Sabinchens Buchbesprechung

Literaturbesprechung zu den Vorlesungen von Herrn Prof. W. Saxer (ETH)
über Differential- und Integralrechnung.

Um einem grossen Bedürfnis der Poly-Studenten gerecht zu werden, welche sich von Herrn Prof. Saxer über Differential- und Integralrechnung prüfen lassen, haben wir uns direkt an die mathematische Assistenz gewendet (Frau Dr. Aepli), um einen kurzen Ueberblick über die am besten zu verwendende Literatur zu erhalten. Damit kann jeder die seinem Bedürfnis entsprechenden Quellen wählen, denn die wahre Universität ist immer noch eine gute Hausbibliothek.

Dazu verhilft dir treu *deine Buchhandlung (SAB)*, welche dir auf *allen* Büchern 10 % Rabatt gewährt. In dieser Nummer des «Zürcher Student» beschränken wir uns vorerst auf die

Autographien zu den Vorlesungen über Differential- und Integralrechnung und über Vektoranalysis und Fourierreihen von Herrn Prof. W. Saxer (ETH).

Im Wesentlichen entspricht eine Autobiographie in Stoff und Darstellung der Vorlesung und ist somit auf das, was man «wissen muss» (bzw. sollte) orientiert. Beweise, die zum Beispiel in der Vorlesung aus Zeitgründen nicht erbracht werden können, stehen auch kaum in der Autographie, und auf mathematische Subtilitäten kann nicht eingegangen werden.

Der Text ist ziemlich knapp (für eigene Bemerkungen steht immer eine Seite eines Blattes leer), aber im allgemeinen gut verständlich und an Hand von Skizzen noch erläutert. Eine Autographie bewegt sich im Rahmen dessen, was man selber aufschreiben würde.

«Mathematik I» enthält einige Druckfehler und die Formulierung ist nicht immer glücklich. Sie entspricht im wesentlichen der Vorlesung im Wintersemester.

«Mathematik II» ist neu und verbessert aufgelegt und mathematisch im allgemeinen in Ordnung. Sie entspricht der Vorlesung im Sommersemester.

«Mathematik III» ist eben erst herausgekommen und ist stilistisch und mathematisch gut und geht, allerdings sehr knapp gehalten, teilweise etwas über die Vorlesung hinaus.

Der Wert einer Autographie besteht etwa in folgendem:

1. Der Student kann sich besser auf den Vortrag des Dozenten konzentrieren und wird nicht durch Schreibarbeit abgelenkt.
2. Die Autographie enthält trotz allem wahrscheinlich doch noch weniger «Druckfehler» als die selbstgeschriebene Vorlesung.
3. Die Autographie eignet sich gut zum Vorbereiten des Prüfungsstoffes, da sie nicht durch Details belastet ist.

Die Nachteile aber sind:

1. Sie verleitet dazu, der Vorlesung fernzubleiben oder während derselben andere Dinge zu überlegen, da man ja nachlesen kann.
2. Handgeschriebene Notizen müssen vielfach nachher nochmals kontrolliert werden und zwingen einen, den Stoff kurz darauf abermals vorzunehmen.

Eine Autographie zu besitzen hat nur einen Sinn, wenn man die erstgenannten Vorteile ausnützt. Sie ersetzt in keinem Fall die Vorlesung, denn es stehen zum Beispiel nicht alle Erläuterungen da, welche der Vortragende gibt. Es steht natürlich dem Dozenten immer frei, Abschnitte zuzufügen oder wegzulassen oder ein anderes Beweisverfahren anzuwenden. Ebenso ist eine Autographie kein Lehrbuch, sondern speziell auf die Vorlesung zugeschnitten.

Ein Lehrbuch dagegen ist zum Selbststudium, zum Nachschlagen und zum Vertiefen und Ergänzen des Wissens.

Im nächsten «Zürcher Student» wollen wir dann kurz einige Bücher besprechen. Bis dahin grüsst dich das Sabinchen im Namen der

Verwaltung der SAB

Buchbesprechungen

Dr. Peter Sager: *Zur Frage der Eröffnung einer Genossenschaftsapotheke in Bern*

Dieses Gutachten, das im Auftrage des Stadtbernischen Apothekervereins erstattet wurde, verdient über die speziellen bernischen Verhältnisse hinaus die Beachtung der Studenten der Pharmazentik. Das Gutachten beleuchtet zuerst die Entwicklung der Genossenschaften in der Schweiz, insbesondere der Konsumgenossenschaften, und macht nachdrücklich auf die Auswüchse aufmerksam, welche auf die wirtschaftliche Konzentration und damit auf die Monopolbildung hintendieren. In der Schweiz bestehen gegenwärtig 34 Genossenschaftsapotheken, welche in einem Verband zusammengefasst sind und mit dem VSK zusammenarbeiten. Ihre Entwicklung verläuft rasch aufwärts. Aus der Vergenossenschaftung der Apotheken droht aber die *Verstaatlichung des Gesundheitswesens*, was durch die Tatsache unterstrichen wird, dass als Mitglieder der Genossenschaftsapotheken üblicherweise Krankenkassen auftreten, welche dann ihrerseits daran interessiert sind, ihre Mitglieder auf irgendeine Weise zum Bezug der Medikamente in der Genossenschaftsapotheke zu bewegen. Sogar ungesetzliche Zwangsmassnahmen (Bezahlung der Medikamente durch die Krankenkasse nur, wenn sie in der Genossenschaftsapotheke bezogen wurden) sind vorgekommen, obschon nach Gesetz die Krankenkassen freie Apothekervahl gewähren müssen. Dass der Apotheker nicht nur als Medizinalperson mit einem der längsten Studiengänge, sondern auch als freier Kaufmann diese gefährliche Entwicklung der Konkurrenzverhältnisse sehr genau verfolgen muss, liegt auf der Hand.

khe.

Ing. A. Winiger: *Wasserkraft und Atomenergie*

Wasserkraft und Atomenergie — Aussichten für die Energieversorgung der Schweiz. Der Sonderdruck eines Vortrages des Verwaltungsratsdelegierten der «Elektro-Watt», der bei der Geschäftsstelle des Energiekonsumentenverbandes, Usterstrasse 14,

Zürich, erhältlich ist, leistet einen Beitrag an die grosse Diskussion, ob es überhaupt noch einen Sinn habe, unsere Wasserkräfte unter derart grossem Einsatz von Mitteln auszubauen, wenn doch in absehbarer Zeit die Atomkraft als neue Energiequelle eingesetzt werden könne. Sicher bringt die Atomkraft unbegrenzte Möglichkeiten mit sich, doch stellen sich jetzt, im Anfangsstadium, ausser den technischen auch noch die Probleme der Wirtschaftlichkeit. Es wird voraussichtlich noch zehn Jahre brauchen, bis die kostspieligen Atomanlagen so wirtschaftlich arbeiten werden, wie die heutigen Wasserkraftanlagen. Ueberdies würde, wenigstens vorläufig, die vorschnelle Umstellung auf Atomanlagen unsere Abhängigkeit vom Auslande noch verstärken, während uns die «weisse Kohle» wenigstens im eigenen Lande in genügender Menge zur Verfügung steht. *khe.*

Eva van Hoboken: *Manda wartet* (Origo-Verlag 1956)

Auf knapp achtzig Seiten versucht dieses kleine Werk eine Schildung der seelischen Geschehnisse und Konflikte eines modernen jungen Menschen zu geben. Es ist eine Schilderung im engen Sinne; denn Bilder und Gestalten der äusseren Welt werden subjektiv als Symbole innerer Wirklichkeit empfunden. Es ist bezeichnend, dass es eine bunte und zum Teil groteske Zirkuswelt ist, welche den äusseren Hintergrund zum Geschehen abgibt. Ganz am Rande wird das parallele Geschehen um die Geliebte des jungen Akademikers dargelegt — allerdings weniger überzeugend. Das körperliche Fernsein ist da vielleicht wieder ein Symbol der inneren Spaltung. — Das streckenweise zu offensichtlich psychologisierende Buch hat grosse Vorbilder, welche es allerdings weder formal noch dem Gehalt nach erreicht. Aber — und das ist wichtig — auch es vermag den Blick in eine Richtung zu lenken und auf Dinge, die zu lange quantité négligeable waren. *Jakob Kopp*

Redaktionsschluss 24. Oktober 1956

Redaktion Uni: Kurt H. Etter
Jacques Keller

Redaktion Poly: Heinrich Haas
Jakob Kopp

Zuschriften sind zu richten an die Redaktion des «Zürcher Student», Doktor-Faust-Gasse 9, Zürich 6, nicht an die einzelnen Redaktoren.

Preis der Einzelnummer Fr. —.70. Jahresabonnement Fr. 5.—.

Verlag: Buchdruckerei Müller, Werder & Co. AG., Wolfbachstr. 19, Zürich 32. Tel. 32 35 27.

Inseratannahme: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37/III., Telephon 23 83 83.

Smith-Corona





Bahnhofstr. 22 Zürich
Telephon 23 37 07

Modelle ab
Fr. 295.—

Vor jedem Schreib-
maschinenkauf die
Smith-Corona
gratis ausprobieren

Englischkurse

für Fortgeschrittene
und Anfänger getrennt.

Beginn ab 16. September 1956

Dauer 8 Monate, bis 30. Mai 1957

Für 1 Stunde 1 Fr. Kursgeld.

Einmal pro Woche;

18—20 oder 20—22 Uhr.

Bern: Dienstag (zwei Klassen)

Zürich: Montag oder Freitag
(vier Klassen)

Winterthur: Donnerstag.

(zwei Klassen)

Basel: Mittwoch (zwei Klassen)

Neu-Aufnahmen jedes Jahr nur einmal!

Abends 8—9 Grammatik, Lese-
stücke und schriftliche Uebun-
gen nach Prof. Treyer.

Abends 9—10 mündliche Uebun-
gen für die Alltagskonversation
(damit auch alle Anfänger bald
und richtig englisch reden kön-
nen).

Kursgeld für 8 Monate (70 Stun-
den) total **70 Fr.**, zahlbar am
4. Kursabend. **Lehrbuch 5 Fr.!**
Zweck: Alle müssen im Mai
1957 Englisch verstehen und
richtig reden und schreiben kön-
nen. Auf Wunsch gebe ich **Re-
ferenzen** und **Beweise** dafür.

Sofortige **schriftliche** Anmel-
dungen direkt an mich:

John Honegger, Sprachlehrer,
Chur (Graubünden).

Bitte Namen, Beruf, Wohnort,
nächstes Telephon, ferner Ar-
beitsplatz und **gewünschten Kurs-
ort** angeben.

Jeder einzelne erhält von mir
direkt Bescheid **durch Brief** bis
spätestens 12. September 1956,
sofern Aufnahme möglich.

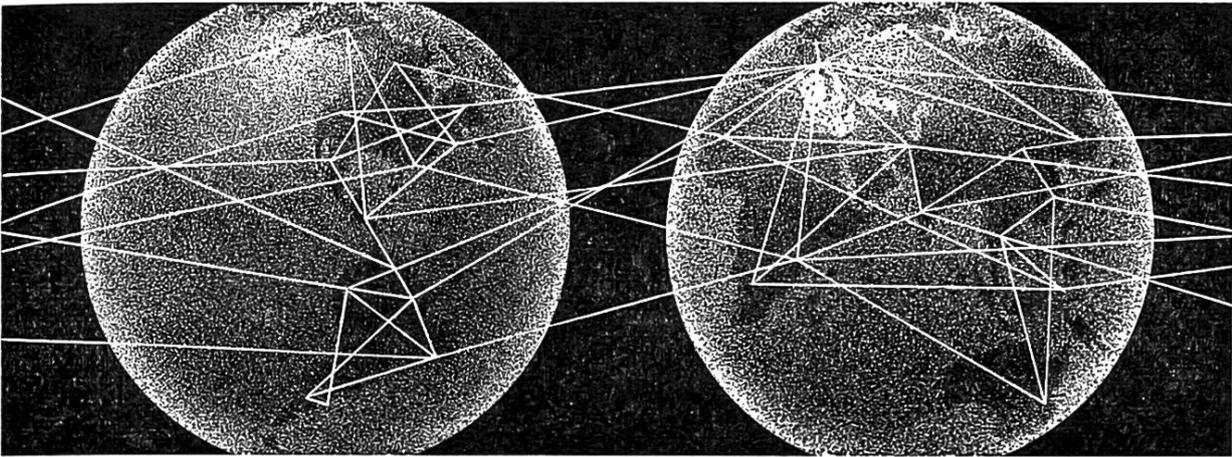


Immer neue Farbtöne und
modische Dessins finden
Sie bei uns in dieser kleid-
samen, viel verwendbaren
Chemisebluse.



Wittmann Zürich

Bahnhofstr. 16 Tel. 23 65 45



VIELE Dinge werden erst durch die Farbe lebendig. Den Organismus lebensfähig und gesund zu erhalten, ist oft nur durch die Verwendung von Heilmitteln möglich. Die Herstellung hochwertiger Farbstoffe und wertvoller Pharmazeutika sind die traditionellen Arbeitsgebiete der CIBA Aktiengesellschaft in Basel. Neuere Tätigkeitsbereiche sind die Fabrikation von Textilveredelungsprodukten sowie von Kunststoffen und Schädlingsbekämpfungsmitteln.

Die weltweite Organisation der CIBA verfügt über einen Forscherstab, der grundlegende Erfahrungen und Erkenntnisse zusammenträgt und sie zum Nutzen der Allgemeinheit ständig weiter auswertet. So ist das Stammhaus am Rhein zum pulsierenden Zentrum einer grossen wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Organisation geworden, ein Sinnbild unserer Zeit, deren Lebensäusserungen, Gewohnheiten und Bedürfnisse von der Chemie weitgehend mitgestaltet werden.

C I B A



Bier
ist ein guter
und gutmütiger
Durstlöscher

BRAUEREI A. HÜRLIMANN A/G ZÜRICH
LÖWENBRÄU ZÜRICH AG. ZÜRICH
BRAUEREI WÄDENSWIL, WEBER & CIE.



ohne
chemische
Konservierungsmittel

Jede Mahlzeit wird leichter,

wenn Sie RIVELLA dazu trinken. Das bestätigen uns ganz besonders die Empfindlichen.

RIVELLA

HERMES



**bietet Ihnen
einzigartige
Vorteile**

Hohe Leistungsfähigkeit und aussergewöhnliche Strapazierfähigkeit kennzeichnen die Schweizer Präzisions-schreibmaschine HERMES, ein Fabrikat der Paillard S. A. Yverdon und Ste-Croix (gegründet 1814).

Dazu können Sie unter drei, in Preis und Ausrüstung verschiedenen Modellen wählen:

Hermes-Baby	Fr. 245.—
Hermes-Media	Fr. 360.—
Hermes-2000	Fr. 470.—

Vorteilhafte Miet-Kaufbedingungen erleichtern die Anschaffung.

Die gewünschte HERMES - Portable können Sie unverbindlich und kostenlos fünf Tage ausprobieren; Spezial-Klaviaturen für Ingenieure, Chemiker, Techniker usw.

Baggenstos Waisenhausstrasse 2 Zürich 1
Verkauf: Laden Uraniastr. 7 (bei der Urania) Tel. 25 66 94



Apotheke Oberstrass Zürich 6

F. Eichenberger-Haubensak, Universitätstr. 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

TABAK
Schrämli
 das alte gute
 Spezialgeschäft
beim Poly



am Stauffacher Haus Apollo-Kino Zürich 4

Neuzeitliche Mittagessen ab Fr. 1.50
Nachmittags und abends Konzert

Direkte Verbindung mit Tram 3 · 5 · 8

CHEMISCHE FABRIK UETIKON

Gegründet 1818

Säuren und Salze für Industrie und Labor
 Chemisch reine Schwefelsäure

Düngemittel für Landwirtschaft und Gartenbau
 Baumdünger Arbosol und Arbosan
 Gartendünger Solsan und Agrisol

Silikate
 Natron- und Kaliwasserglas, Metasilikat

Phosphorsaure Salze
 Mono-, Di- und Trinatriumphosphat
 Tetranatriumpyrophosphat, krist. und kalz.
 Natriumpyrophosphat, sauer
 Natriumtripolyphosphat
 Alcopon (Natriumhexametaphosphat)

Absorptions- und Trocknungsmittel
 Silicagel



Bekannt für **besonders gut**

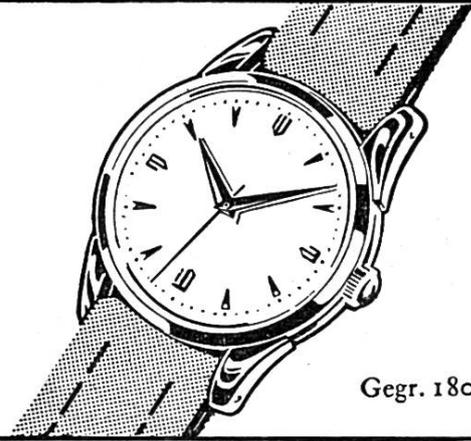
Zürich Strehlgasse 4 + Bahnhofstr. 82

Eine Uhr von BEYER... wenn höchste Präzision und feinste Eleganz verlangt werden!

Chronometrie

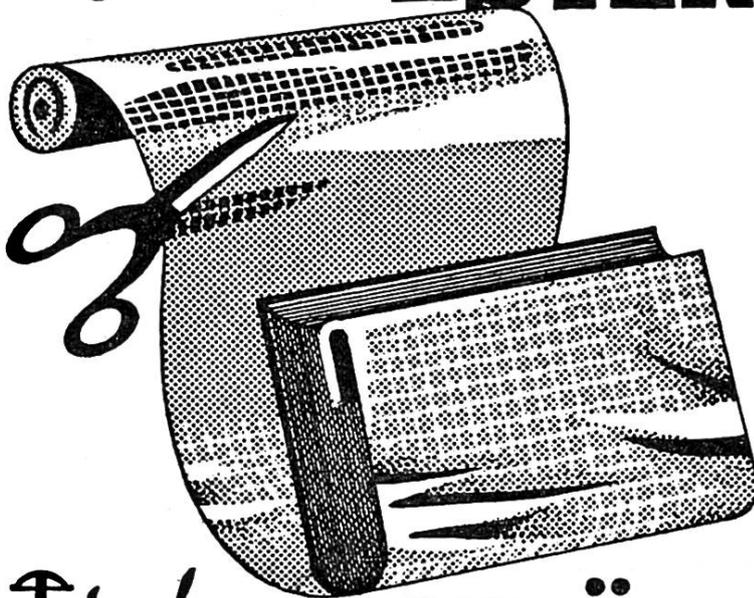
BEYER

Zürich I - Bahnhofstrasse 31



Gegr. 1800

Auf SEMESTERBEGINN



freuen Sie sich weil Sie „gut in Form“ antreten können. Unzweifelhaft rechnen Sie dazu Ihr gepflegtes Arbeitsmaterial, denn Ihre Bücher versehen Sie mit der

T durchsichtigen

BUCHHÜLLE

In guten Papeterien

Cellux

Dissertationen

aller Fakultäten rasch und vorteilhaft durch

Dr. H. Christen Juris-Verlag Zürich Basteiplatz 5

Beratungsstelle
Verlag
Buchdruck
Photodruck
Kombidruck
Nachdruck
Reinschrift

Die schweizerische Starkstromindustrie wächst immer weiter. Immer hat sie neue und faszinierende Probleme zu lösen, neue Maschinen, Transformatoren, Schaltapparate, Steuerungen, Kraftwerke und Kraftübertragungen zu entwickeln.

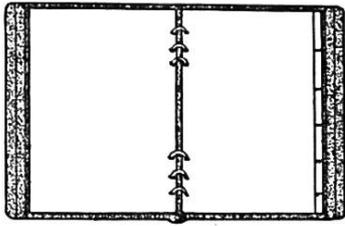
Die Grundschulung für die Lösung dieser Aufgaben vermittelt dem Ingenieur in umfassender Weise die Eidg. Technische Hochschule in Zürich seit nunmehr 100 Jahren.

**Die Elektroindustrie braucht Hochschul-
ingenieure !**

FABRIK ELEKTRISCHER APPARATE



AARAU



AFZ-Ringhefte A4 mit Ablegelochung

flexible Deckel — sehr schöne Ausführung
äusserst günstig im Preis

Zu beziehen bei der Zentralstelle Künstlergasse 15
Zürich 1/6 oder Direktversand durch Buchdruckerei
ALBERT FAUSCH AG, Winterthurerstrasse 362
Zürich 11/57, Tel. (051) 46 70 20

Museumsgesellschaft Zürich

Zürcher Lesesaal und Bibliothek, Limmatquai 62 (Eingang Rückseite)

160 Zeitungen

650 Zeitschriften

aus allen Wissensgebieten

1000 Nachschlagewerke

160 000 Bücher

(Belletristik in vier Sprachen)

stehen jetzt auch den **Studierenden der Universität** und der **Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich** zur Verfügung

Gebühr Fr. 2.— (Fr. 8.— Depot) für die ganze Zeit der Immatrikulation.
Auskunft: Tel. 324233 oder direkt beim Saalwart im Lesesaal, 1. Stock

Smith-Corona



Bahnhofstr. 22 Zürich
Telephon 23 37 07

Modelle ab
Fr. 295.—

Vor jedem Schreib-
maschinenkauf die
Smith-Corona
gratis ausprobieren



VORANZEIGE

Auf Mitte Dezember wird an der
UNIVERSITÄTSSTRASSE 39

das moderne, gediegene

CAFÉ MALLORCA

eröffnet



OERLIKON

Dem Hochschulabsolventen
eröffnet sich bei uns ein
interessantes und
aussichtsreiches Wirkungsfeld

Maschinenfabrik Oerlikon
Zürich 50

63918.1